



Leseprobe

Haruki Murakami
1Q84 (Buch 1, 2)
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1024

Erscheinungstermin: 10. September 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

HARUKI MURAKAMI BEI BTB

Südlich der Grenze, westlich der Sonne. Roman

Mister Aufziehvogel. Roman

Naokos Lächeln. Roman

Tanz mit dem Schafsmann. Roman

Nach dem Beben. Roman

Kafka am Strand. Roman

Afterdark. Roman

Hard-boiled Wonderland und das Ende der Welt. Roman

Blinde Weide, schlafende Frau. Erzählungen

Untergrundkrieg. Der Anschlag von Tokyo

Wie ich eines Morgens im April das 100%ige
Mädchen sah. Erzählungen

Der Elefant verschwindet. Erzählungen

Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede

1Q84 (Buch 1&2). Roman

1Q84 (Buch 3). Roman

Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki. Roman

Von Männern, die keine Frauen haben. Erzählungen

Wenn der Wind singt / Pinball 1973. Zwei Romane

Die Ermordung des Commendatore I – Eine Idee
erscheint. Roman

Die Ermordung des Commendatore II – Eine Metapher
wandelt sich. Roman

Haruki Murakami

1Q84

Buch 1 & 2

Roman

*Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe*

btb

Die japanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»1Q84 Book 1&2« bei Shinchosa, Tokio.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

11. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2012,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Haruki Murakami

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by DuMont
Buchverlag, Köln

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach
einem Entwurf von Zero, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL. Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74362-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Buch 1

April bis Juni

KAPITEL 1

Aomame

Sich nicht vom äußeren Schein täuschen lassen

Aus dem Radio des Taxis ertönte das Klassikprogramm eines UKW-Senders. Die *Sinfonietta* von Janáček. Nicht eben die passendste musikalische Untermalung, um mit einem Taxi im Stau festzustecken. Der Fahrer, ein Mann mittleren Alters, schien auch nicht besonders hingebungsvoll zuzuhören. Schweigend blickte er auf die Schlange der Wagen vor ihnen, wie ein alter Fischer, der am Bug seines Schiffes steht und den gefährvollen Übergang zwischen zwei Meeresströmungen beobachtet. Die Augen sachte geschlossen und tief in die Rückbank gelehnt, lauschte Aomame der Musik.

Wie viele Menschen gab es auf der Welt, die Janáčeks *Sinfonietta* sofort erkannten, kaum dass sie den Anfang hörten? Vermutlich nur sehr wenige, aber aus irgendeinem Grund gehörte Aomame dazu.

Janáček hatte seine kleine *Sinfonietta* im Jahr 1926 komponiert. Das Thema war ursprünglich als Fanfare für ein Sportereignis gedacht gewesen. Aomame stellte sich die Tschechoslowakei im Jahr 1926 vor. Der Erste Weltkrieg war vorüber, endlich war man von der langen Herrschaft des Hauses Habsburg befreit, man saß im Kaffeehaus, trank Pilsener Bier, produzierte Maschinengewehre und genoss den flüchtigen Frieden, der in Mitteleuropa Einzug gehalten hatte. Franz Kafka hatte sich zwei Jahre zuvor unter traurigen Umständen von der

Welt verabschiedet. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis Hitler auftauchen und das schöne kleine Land mit einem gierigen Biss verschlingen würde. Doch zu jener Zeit ahnte noch niemand etwas von dem bevorstehenden Grauen. Einer der wohl wichtigsten Lehrsätze, den die Geschichte für die Menschheit bereithält, lautet: »Damals wusste noch niemand, was vor uns lag.« Die *Sinfonietta* im Ohr und vor ihrem inneren Auge die böhmischen Wiesen, die sich im frei und unbekümmert darüberstreichenden Wind wiegten, ließ Aomame ihre Gedanken um das Wesen der Geschichte kreisen.

In Japan starb 1926 der Taisho-Tenno, und die Showa-Zeit – die »Ära des Erleuchteten Friedens«, wie die neue Regierungsdevise lautete – brach an. Eine düstere Epoche voller Leiden nahm ihren Anfang. Modernismus und Demokratie beendeten ihr kurzes Zwischenspiel, und der Faschismus breitete sich aus.

Geschichte gehörte neben Sport zu Aomames Hauptinteressen. Romane las sie so gut wie nie, aber von historischen Darstellungen konnte sie nicht genug bekommen. An der Geschichte gefiel ihr vor allem, dass alle Ereignisse mit konkreten, exakten Jahreszahlen und Schauplätzen verbunden waren. Sich historische Daten zu merken bereitete ihr keine Schwierigkeiten. Auch wenn sie die Zahlen nicht gezielt auswendig lernte, fielen sie ihr automatisch ein, wenn sie den Gesamtzusammenhang der Ereignisse verstanden hatte. In den Geschichtsklausuren der Mittel- und Oberstufe hatte Aomame so gut wie immer die meisten Punkte in der Klasse erzielt. So oft sie jemandem begegnete, der sich historische Daten nur schwer merken konnte, wunderte sie sich. Warum konnte jemand so etwas Einfaches nicht?

Aomame – »grüne Erbse« – war tatsächlich ihr richtiger

Name. Im Ort in den Bergen von Fukushima, aus dem der Großvater ihres Vaters stammte, gab es angeblich viele, die diesen Nachnamen trugen. Sie selbst war jedoch noch nie dort gewesen. Ihr Vater hatte vor ihrer Geburt mit seiner Familie gebrochen. Ebenso ihre Mutter. Daher hatte Aomame ihre Großeltern nie kennengelernt. Sie reiste fast nie, doch wenn es sich ergab, durchsuchte sie die meist in den Hotels bereitliegenden Telefonbücher nach dem Namen Aomame. Bisher hatte sie jedoch weder in größeren noch in kleineren Städten eine einzige Person entdecken können, die ebenfalls so hieß. Und jedes Mal bekam sie das Gefühl, allein auf einem weiten Ozean dahinzutreiben.

Es war ihr immer unangenehm, sich jemandem vorstellen zu müssen. Sobald sie ihren Namen nannte, musterte ihr Gegenüber sie verwundert oder verwirrt. Aomame? Ja, man schreibt es wie »grüne Erbse«: *Ao-mame*. Wenn sie in einer Firma beschäftigt war und eine Visitenkarte hatte, führte das häufig zu unerfreulichen Begleitumständen. Kaum hatte sie ihre Karte überreicht, warf die andere Person ihr einen Blick zu, als habe sie unerwartet einen Brief mit einer schlechten Nachricht erhalten. Manch einer kicherte sogar, wenn sie sich am Telefon meldete. Sobald ihr Name im Wartezimmer beim Arzt oder in einem Amt aufgerufen wurde, hoben die Leute die Köpfe und starrten sie an. Wie sah wohl jemand aus, der »grüne Erbse« hieß?

Manche nannten sie auch versehentlich Edamame – »grüne Sojabohne« – oder Soramame – »Saubohne«! »Äh, nein, nicht Edamame (oder Soramame) – Aomame. Aber das ist ja ganz ähnlich«, berichtigte sie dann, und ihr Gegenüber entschuldigte sich verlegen lächelnd. »Oh, das ist aber ein seltener Name.« Wie oft hatte sie diese Worte in den dreißig Jahren

ihres Lebens wohl schon zu hören bekommen? Wie viele öde Witze über ihren Namen?

Wäre ich nicht mit diesem Namen auf die Welt gekommen, dachte sie oft, hätte mein Leben vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen. Mit einem Allerweltsnamen wie Sato, Tanaka oder Suzuki würde ich vielleicht ein entspannteres Leben führen und die Welt mit milderer Augen sehen. Wahrscheinlich.

Aomame hielt die Augen geschlossen und lauschte der Musik. Sie ließ die wunderbare Klangfülle, die das Unisono der Bläser erzeugte, auf sich wirken. Plötzlich fiel ihr etwas auf. Eigentlich war die Tonqualität für ein Autoradio zu gut. Selbst bei der geringen Lautstärke klang die Musik tief und voll, und auch die Obertöne waren sauber hörbar. Aomame öffnete die Lider und sah nach vorn, um die in das Armaturenbrett eingelassene Stereoanlage zu begutachten. Sie war tiefschwarz und schimmerte elegant und edel. Den Namen des Herstellers konnte sie nicht erkennen, aber es war unübersehbar, dass es sich um ein teures Gerät handelte, das mit zahlreichen Reglern und einer Digitalanzeige mit grünen Ziffern ausgestattet war. Offensichtlich ein erstklassiges Fabrikat. Für einen gewöhnlichen Taxifahrer mit Lizenz war die Anlage eigentlich zu anspruchsvoll.

Aomame blickte sich noch einmal im Inneren des Wagens um. Es war ihr nicht aufgefallen, da sie ihren Gedanken nachgegangen hatte, seit sie in das Taxi gestiegen war, aber bei genauerem Hinsehen wurde ihr klar, dass es sich nicht um ein gewöhnliches Taxi handelte. Die Qualität der Ausstattung war hervorragend, die Sitze außerordentlich bequem, und besonders angenehm war die Ruhe, die sie umging. Der Wagen schien über eine Lärmdämmung zu verfügen, sodass vom

Krach draußen kaum etwas ins Innere drang. Man wähnte sich in einem schallgedämpften Studio. Vielleicht war es ja ein Privattaxi. Unter den privaten Taxifahrern gab es einige, die hinsichtlich ihrer Wagen keine Kosten scheuten. Sie hielt nach einer Taxinummer Ausschau, konnte aber keine entdecken. Andererseits sah der Wagen auch nicht nach einem illegalen Taxi aus. Er besaß einen regulären Taxameter, der vorschriftsmäßig vorrückte und inzwischen einen Fahrpreis von 2150 Yen anzeigte. Dennoch gab es nirgends ein Schild mit dem Namen des Fahrers.

»Ein schöner Wagen. Sehr leise«, sagte Aomame, an den Rücken des Fahrers gewandt. »Was ist das für eine Marke?«

»Ein Toyota Crown Royal Saloon«, erwiderte der Fahrer knapp.

»Die Musik klingt gut.«

»Es ist ein ruhiger Wagen. Auch aus diesem Grund habe ich ihn gewählt. Weil Toyota, was diese Dämpfung angeht, über die weltweit führende Technik verfügt.«

Aomame nickte und ließ sich wieder in den Sitz sinken. Seine Art zu sprechen hatte etwas Anziehendes. Als lasse er immer etwas Wichtiges ungesagt. Zum Beispiel: Zwar gibt es an der Schalldämpfung von Toyota nichts auszusetzen, aber bei *irgendetwas* anderem gibt es Probleme, oder so. Nachdem er zu Ende gesprochen hatte, blieb ein kleines bedeutungsschweres Schweigen zurück. Leicht wie eine winzige imaginäre Wolke stand es im engen Raum des Wagens und gab Aomame ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe.

»Wirklich ruhig«, sagte sie, um die kleine Wolke zu verscheuchen. »Auch Ihre Stereoanlage ist erstklassig.«

»Es war keine leichte Entscheidung«, sagte der Fahrer in einem Ton wie ein pensionierter Staboffizier, der von einer mi-

litärischen Operation in der Vergangenheit erzählt. »Aber da ich so viel Zeit im Wagen verbringe, wollte ich eine möglichst gute Tonqualität, und außerdem ...«

Aomame wartete darauf, dass er fortfuhr. Aber er tat es nicht. Wieder schloss sie die Augen und überließ sich der Musik. Sie hatte keine Ahnung, was für ein Mensch Janáček gewesen war. Zumindest hatte er sich gewiss nicht träumen lassen, dass Menschen im Jahr 1984 im schallgedämpften Innenraum eines Toyota Crown Royal Saloon mitten in einem Stau auf der Tokioter Stadtautobahn seine Musik hören würden.

Aber warum habe ich das Stück sofort als die *Sinfonietta* von Janáček erkannt, fragte sich Aomame verwundert. Und woher weiß ich, dass er es 1926 geschrieben hat?

Sie hatte nicht einmal eine besondere Vorliebe für klassische Musik. Sie verband auch keine persönlichen Erinnerungen mit Janáček. Doch seit dem Augenblick, in dem sie den ersten Satz gehört hatte, waren ihr spontan alle möglichen Daten in den Sinn gekommen. Wie eine Schar Vögel, die einem durch ein geöffnetes Fenster ins Haus fliegt. Noch dazu löste die Musik eine höchst dramatische Empfindung in Aomame aus. Es war ein Gefühl, als werde sie irgendwie innerlich *aufgezogen*, als werde an ihr geschraubt oder gedreht. Es war an sich nicht schmerzhaft oder besonders unangenehm. Sie hatte nur das Gefühl, ihr ganzer Organismus würde allmählich physisch umgestülpt. Aomame konnte es nicht begreifen. War es die *Sinfonietta*, die dieses mysteriöse Gefühl in ihr auslöste?

»Janáček«, sagte Aomame geistesabwesend. Dann fand sie, sie hätte es lieber nicht sagen sollen.

»Was war das?«

»Janáček. Der Mann, der diese Musik komponiert hat.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ein tschechischer Komponist«, sagte Aomame.

»Aha«, erwiderte der Chauffeur beeindruckt.

»Ist das ein Privattaxi?«, fragte Aomame, um das Thema zu wechseln.

»Ja«, sagte der Fahrer. Dann, nach einer Pause: »Ich bin selbstständig. Dies ist mein zweiter Wagen.«

»Man sitzt sehr bequem.«

»Vielen Dank. Übrigens ...« Der Fahrer drehte den Kopf ein Stück in ihre Richtung. »Haben Sie es sehr eilig?«

»Ich werde in Shibuya erwartet. Deshalb bin ich an der Stadtautobahn eingestiegen.«

»Um wie viel Uhr müssen Sie dort sein?«

»17.30 Uhr«, sagte Aomame.

»Wir haben jetzt 15.45 Uhr. Sie werden es nicht pünktlich schaffen.«

»Ist der Stau so schlimm?«

»Vor uns hat es anscheinend einen schweren Unfall gegeben. Das ist kein gewöhnlicher Stau. Es geht ja schon seit einer ganzen Weile kaum vorwärts.«

Verwundert fragte sich Aomame, warum der Taxifahrer dann keinen Verkehrsfunk hörte. Auf der Stadtautobahn herrschte ein katastrophaler Stau, der Verkehr war völlig zum Erliegen gekommen. Als Taxifahrer würde er seine Informationen normalerweise über eine besondere Frequenz erhalten.

»Das wissen Sie, ohne den Verkehrsfunk zu hören?«, fragte Aomame.

»Auf den Verkehrsfunk und dergleichen ist kein Verlass«, sagte der Fahrer tonlos. »Die Hälfte der Informationen ist falsch. Die vom Straßenamt vertreten nur ihre eigenen Interessen. Ich ziehe meine Schlüsse aus dem, was ich mit eigenen Augen sehe.«

»Und Ihrer Ansicht nach wird sich dieser Stau nicht so leicht auflösen?«

»Vorläufig nicht«, sagte der Fahrer mit einem ruhigen Nicken. »Das kann ich garantieren. Wenn der Verkehr einmal auf diese Weise stockt, ist die Stadtautobahn die Hölle. Geht es bei Ihrer Verabredung um etwas Wichtiges?«

Aomame überlegte. »Ja, es ist wichtig. Ein Termin mit einem Klienten.«

»Sehr unangenehm. Es tut mir leid, aber Sie werden ihn wohl verpassen.« Bei diesen Worten wiegte der Fahrer mehrmals leicht den Kopf, als würde er seine verspannten Schultern lockern. Die Falten in seinem Nacken bewegten sich wie bei einem Urtier. Bei dem Anblick musste Aomame an den scharfen spitzen Gegenstand ganz unten in ihrer Umhängetasche denken. Ihre Handflächen wurden feucht.

»Was kann man denn da machen?«

»Eigentlich nichts. Hier auf der Stadtautobahn bleibt uns keine andere Möglichkeit, als uns bis zur nächsten Ausfahrt vorzuarbeiten. Man kann nicht wie auf einer normalen Straße einfach aussteigen und von der nächsten Haltestelle aus mit der Bahn fahren.«

»Welches ist denn die nächste Ausfahrt?«

»Ikejiri, aber wahrscheinlich brauchen wir dorthin bis Sonnenuntergang.«

Bis zum Abend? Aomame stellte sich vor, bis abends in diesem Taxi eingeschlossen zu sein. Noch immer erklang das Stück von Janáček. Die gedämpften Töne der Streicher traten nun in den Vordergrund, wie um das Aufwallen ihrer Gefühle zu besänftigen. Der Eindruck des Verdrehtwerdens dauerte an. Was das nur war?

Aomame hatte das Taxi in der Nähe von Kinuta herange-

winkt, und bei Yoga waren sie auf die Stadtautobahn Nr. 3 gefahren. Zu Anfang war der Verkehr reibungslos dahingeflossen. Doch kurz vor Sangenjaya hatte er plötzlich gestockt und war bald fast ganz zum Erliegen gekommen. Auf der Spur, die stadtauswärts führte, ging es gut voran, nur stadteinwärts gab es diesen grauenhaften Stau. Um 15 Uhr nachmittags gab es auf der Nr. 3 in Richtung Stadt normalerweise keine Staus. Nur deshalb hatte Aomame den Fahrer überhaupt gebeten, die Stadtautobahn zu nehmen.

»Auf der Autobahn wird nicht nach Zeit abgerechnet«, sagte der Fahrer mit einem Blick in den Rückspiegel. »Um den Fahrpreis brauchen Sie sich also keine Sorgen zu machen. Aber wahrscheinlich ist es unangenehm für Sie, wenn Sie Ihre Verabredung verpassen?«

»Natürlich ist das unangenehm. Aber es lässt sich ja wohl nicht ändern.«

Der Blick des Fahrers streifte Aomame im Spiegel. Er trug eine leicht getönte Sonnenbrille. Wegen der Lichtverhältnisse konnte Aomame von ihrem Platz aus seinen Gesichtsausdruck nicht sehen.

»Also, es gäbe da eine Möglichkeit. Im äußersten Notfall könnten Sie von hier aus mit der Bahn nach Shibuya fahren.«

»Im Notfall?«

»Eine sozusagen inoffizielle Möglichkeit.«

Wortlos und mit zusammengekniffenen Augen wartete Aomame, dass er fortfuhr.

»Vor uns ist eine Stelle, wo ich ranfahren kann.« Der Fahrer wies mit dem Finger nach vorn. »Da bei der großen Esso-Reklametafel.«

Als Aomame scharf hinsah, bemerkte sie links von der zweiten Spur eine Haltemöglichkeit für Pannenfahrzeuge. Da es

auf der Stadtautobahn keinen Seitenstreifen gab, hatte man in gewissen Abständen Notparkplätze eingerichtet. Es gab dort einen gelben Kasten mit einem Notruftelefon, von dem aus man das Straßenamt kontaktieren konnte. Im Augenblick parkte dort niemand. Auf einem Gebäudedach jenseits der Gegenseite war ein riesiges Werbeschild der Ölfirma Esso angebracht. Es zeigte einen freundlich lächelnden Tiger mit einem Tankschlauch in der Pfote.

»Es gibt dort eine Treppe, die nach unten führt. Im Fall eines Feuers oder Erdbebens können die Fahrer ihre Wagen verlassen und über sie auf ebene Erde gelangen. Normalerweise wird sie nur von den Wartungsarbeitern und so weiter benutzt. Wenn Sie die Treppe hinuntersteigen, kommen Sie in der Nähe einer Station der Tokyu-Linie heraus. Damit sind Sie ganz schnell in Shibuya.«

»Ich wusste gar nicht, dass es auf der Stadtautobahn so eine Treppe gibt«, sagte Aomame.

»Das ist im Allgemeinen wenig bekannt.«

»Aber bekommt man keine Schwierigkeiten, wenn man sie ohne zwingenden Grund benutzt?«

Der Fahrer machte eine kurze Pause. »Hm, ja, könnte sein. So genau kenne ich mich mit den Bestimmungen des Straßenamts nicht aus. Aber Sie stören ja niemanden, also würde man sicher darüber hinwegsehen, oder? Eigentlich guckt doch hier niemand so genau hin. Das Straßenamt hat zwar jede Menge Angestellte, aber es ist ja bekannt, dass nur die wenigsten von ihnen tatsächlich etwas tun.«

»Was ist das für eine Treppe?«

»So was Ähnliches wie eine Feuertreppe. Wie sie oft auf der Rückseite von älteren Gebäuden angebracht sind. Nicht besonders gefährlich. Ihre Höhe entspricht etwa der eines zwei-

stöckigen Gebäudes, aber man kann ganz normal hinuntergehen. Am Zugang gibt es ein Gitter, aber es ist nicht hoch, und wer will, kann leicht darübersteigen.«

»Haben Sie diese Treppe denn schon einmal benutzt?«

Der Fahrer antwortete nicht. Er lächelte nur leicht in den Rückspiegel. Es war ein Lächeln, das vieles heißen konnte.

»Letztlich liegt es bei Ihnen, junge Frau«, sagte der Fahrer, während er mit den Fingern leicht zur Musik auf das Lenkrad trommelte. »Von mir können Sie auch gern hier sitzen bleiben und sich bei guter Musik aus einer guten Anlage entspannen. Da wir sowieso längere Zeit hier festsitzen, können wir auch gemeinsam ausharren. Aber wenn Sie einen dringenden Termin haben, gibt es nur diese eine Möglichkeit.«

Mit gerunzelter Stirn warf Aomame einen Blick auf ihre Armbanduhr. Dann schaute sie auf und musterte die Wagen um sie herum. Rechts von ihnen stand ein schwarzer, von einer dünnen Schicht aus hellem Staub bedeckter Mitsubishi Pajero. Der junge Mann auf dem Beifahrersitz hatte das Fenster heruntergekurbelt und rauchte gelangweilt eine Zigarette. Er hatte lange Haare, war sonnengebräunt und trug eine weinrote Windjacke. Der Gepäckraum war mit mehreren abgenutzten, schmutzigen Surfbrettern beladen. Davor stand ein grauer Saab 900. Die getönten Scheiben waren geschlossen, und von außen ließ sich nicht erkennen, wer darin saß. Der Wagen war so blank poliert, dass die benachbarten Fahrzeuge sich darin spiegelten.

Vor Aomames Taxi befand sich ein roter Suzuki Alto mit einer Nummer des Stadtteils Nerima. Eine junge Mutter saß am Steuer. Ihr kleines Kind langweilte sich und turnte auf dem Sitz herum. Die Mutter ermahnte es mit einem gereizten Gesichtsausdruck. Man konnte durch die Scheibe sehen, wie sie

den Mund bewegte. Die gleiche Szenerie wie vor zehn Minuten. In diesen zehn Minuten war der Wagen keine zehn Meter vorangekommen.

Aomame überdachte die Lage. Im Geiste ordnete sie verschiedene Punkte nach ihrer Priorität. Es dauerte nicht lange, bis sie zu einem Entschluss kam. Auch das Stück von Janáček erreichte – wie im Einklang mit ihr – den letzten Satz.

Aomame nahm eine kleine Ray-Ban-Sonnenbrille aus ihrer Umhängetasche. Dann zog sie drei Tausend-Yen-Scheine aus ihrem Portemonnaie und reichte sie dem Fahrer.

»Ich steige hier aus«, sagte sie. »Ich darf nicht zu spät kommen.«

Der Fahrer nickte und nahm das Geld in Empfang. »Quittung?«

»Nein, danke. Und der Rest ist für Sie.«

Der Fahrer bedankte sich. »Es scheint ziemlich windig zu sein, also nehmen Sie sich in Acht. Nicht dass Sie ausrutschen.«

»Danke«, sagte Aomame.

»Also dann«, sagte der Fahrer in den Rückspiegel. »Ich möchte Ihnen noch etwas mit auf den Weg geben: Die Dinge sind meist nicht das, was sie zu sein scheinen.«

Die Dinge sind nicht, was sie zu sein scheinen, wiederholte Aomame bei sich. Sie runzelte leicht die Stirn.

»Was meinen Sie damit?«

Der Fahrer sprach sehr nachdrücklich. »Also, Sie werden jetzt etwas *Ungewöhnliches* tun, nicht wahr? Am helllichten Tag über eine Treppe von der Stadtautobahn hinuntersteigen. Das ist etwas, was normale Menschen nicht tun. Insbesondere Frauen nicht.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Aomame.

»Wenn man so etwas tut, kann es sein, dass einem der Alltag anschließend ein wenig – wie soll ich sagen – verschoben erscheint. Verglichen mit sonst. Ich habe diese Erfahrung selbst schon gemacht. Aber man darf sich nicht vom äußeren Schein täuschen lassen. Es gibt immer nur eine Realität.«

Aomame dachte über die Worte des Fahrers nach. Unterdessen endete das Stück von Janáček, und Applaus setzte ein. Wo das Konzert wohl aufgenommen worden war? Der Beifall war anhaltend und stürmisch. Dazwischen ertönten Bravorufe. Aomame stellte sich vor, wie der Dirigent sich immer wieder lächelnd vor dem stehenden Publikum verneigte. Er hob das Gesicht und die Hände, schüttelte dem Konzertmeister die Hand, wandte sich nach hinten und wies mit beiden Händen lobend auf die Orchestermitglieder, wandte sich wieder nach vorn und verbeugte sich abermals tief. Der Beifall im Radio schwoll an und ab, und sie hatte das Gefühl, einem endlosen Sandsturm auf dem Mars zu lauschen.

»Es gibt immer nur eine Realität«, wiederholte der Taxifahrer langsam, als würde er eine besonders wichtige Zeile in einem Dokument unterstreichen.

»Natürlich«, sagte Aomame. Selbstverständlich. Einen Körper, eine Zeit, einen Raum. Einstein hatte es ja bewiesen. Die Realität war ein unendlich rigoreses und unendlich einsames Ding.

Aomame zeigte auf die Stereoanlage. »Sie hat wirklich einen guten Klang.«

Der Fahrer nickte. »Wie war noch mal der Name des Komponisten?«

»Janáček.«

»Janáček«, wiederholte der Fahrer, als würde er sich ein wichtiges Passwort merken. Dann zog er an dem Hebel und

öffnete die automatische hintere Tür. »Seien Sie vorsichtig. Ich hoffe, Sie schaffen es noch pünktlich zu Ihrem Termin.«

Ihre große lederne Umhängetasche in der Hand, stieg Aomame aus. Der Applaus im Radio dauerte noch immer an. Vorsichtig ging sie auf den Pannestreifen am Rand der Schnellstraße zu, der nur zehn Meter vor ihr lag. Sooft auf der Gegenfahrbahn ein großer Lastwagen vorbeifuhr, bebte die Straße unter ihren hohen Absätzen. Eigentlich war es eher ein Schwanken. Sie fühlte sich wie an Deck eines Flugzeugträgers auf stürmischer See.

Das kleine Mädchen in dem roten Suzuki Alto steckte den Kopf aus dem Beifahrerfenster und beobachtete Aomame mit aufgerissenem Mund. Dann wandte es sich an seine Mutter. »Mama, Mama, was macht die Frau da? Wo geht die hin? Ich will auch laufen. Mama, ich will raus. Mama!«, verlangte die Kleine laut und gebieterisch. Die Mutter schüttelte nur stumm den Kopf. Dann warf sie Aomame einen vorwurfsvollen Blick zu. Aber das war die einzige Stimme, die sich in der Umgebung erhob, die einzige Reaktion, die ihr auffiel. Die anderen Fahrer stießen nur den Rauch ihrer Zigaretten aus, hoben leicht die Augenbrauen und verfolgten, als könnten sie ihren Augen nicht trauen, die Gestalt, die ohne zu zögern zwischen den Wagen und der Leitplanke entlangspazierte. Sie schienen sich ihr Urteil vorzubehalten. Auch wenn der Verkehr stand, kam es doch nicht alle Tage vor, dass jemand zu Fuß die Stadtautobahn entlangmarschierte. Man brauchte eine gewisse Zeit, um dies als realen Anblick wahrzunehmen und zu akzeptieren. Vor allem, wenn es sich bei der Person um eine junge Frau in Minirock und Stöckelschuhen handelte.

Das Kinn eingezogen, den Blick geradeaus und den Rücken gestrafft, ging Aomame mit festem Schritt vorwärts, während

sie die Blicke auf ihrer Haut spürte. Ihre kastanienbraunen Schuhe von Charles Jourdan klackten trocken über den Asphalt, und eine Brise ließ den Saum ihres Mantels flattern. Der junge April wurde von einem noch kühlen und etwas stürmischen Wind begleitet. Über ihrem leichten grünen Wollkostüm von Junko Shimada trug sie einen beigefarbenen Frühjahrmantel. Ihre lederne Umhängetasche war schwarz, ihr schulterlanges Haar gut geschnitten und gepflegt. Accessoires oder Schmuck trug sie nicht. Sie war 1,68 Meter groß, hatte kein Gramm Fett zu viel und war sehr durchtrainiert, aber das konnte man unter dem Mantel nicht erkennen.

Wenn man ihr schmales Gesicht von vorn betrachtete, fiel auf, dass ihre Ohren sich etwas voneinander unterschieden. Das linke Ohr war größer als das rechte und unregelmäßig geformt. Doch das merkte anfangs niemand, da sie ihre Ohren meist unter den Haaren verbarg. Ihre Lippen waren zu einem geraden Strich geschlossen und wiesen auf einen wenig anpassungsfähigen Charakter hin. Die schmale kleine Nase und die etwas vorstehenden Wangenknochen, die breite Stirn und auch die langen geraden Augenbrauen sprachen ebenfalls für diese Veranlagung. Insgesamt jedoch hatte Aomame ein regelmäßiges ovales Gesicht. So etwas ist zwar Geschmackssache, aber man durfte sie wohl als eine schöne Frau bezeichnen. Ein Minus war die extreme Härte in ihrem Ausdruck. Über die fest aufeinandergepressten Lippen kam nie ein Lächeln, wenn es nicht unbedingt nötig war. Ihre Augen waren wachsam und kühl, wie die eines vortrefflichen Deckmatrosen auf Wache. Aus diesem Grund machte ihr Gesicht nie einen lebhaften Eindruck auf andere. Die Aufmerksamkeit und Bewunderung, die eine Person auf sich zieht, hat in den meisten Fällen eher mit der Natürlichkeit und Anmut ihrer Mimik zu tun

als mit positiven oder negativen Aspekten der unbewegten Gesichtszüge.

Die meisten Menschen vermochten Aomames Gesicht nicht richtig zu erfassen. Kaum hatte man den Blick abgewandt, konnte man schon nicht mehr beschreiben, wie sie aussah. Obwohl sie ein ausgesprochen individuelles Gesicht hatte, blieben seine charakteristischen Merkmale aus irgendeinem Grund nicht im Gedächtnis haften. In dieser Hinsicht glich sie einem Insekt mit der ausgeprägten Fähigkeit zur Mimese. Ihre Farbe und Form zu verändern, sich dem Hintergrund entsprechend zu wandeln, möglichst wenig aufzufallen, nicht so leicht wiedererkannt zu werden – genau danach trachtete Aomame. Schon seit frühester Kindheit war das ihr Schutzmechanismus.

Doch wenn irgendetwas Aomame veranlasste, ihr Gesicht zu verziehen, fand eine dramatische Veränderung in ihren kühlen Zügen statt. Ihre Gesichtsmuskeln verzerrten sich unkontrolliert in alle Richtungen. Die Unregelmäßigkeiten zwischen linker und rechter Seite traten bis zum Äußersten hervor, überall erschienen tiefe Falten, die Augen versanken plötzlich in den Höhlen, Nase und Mund waren grimmig entstellt, sie verzerrte ihre Kiefer, die aufgeworfenen Lippen entblößten große weiße Zähne. Innerhalb eines Augenblicks konnte sie sich in einen völlig anderen Menschen verwandeln, als wäre eine Schnur durchtrennt worden und eine Maske von ihr abgefallen. Wer Zeuge dieser entsetzlichen Verwandlung wurde, erschrak bis ins Mark. Es war ein tödlicher Sprung aus völliger Normalität in einen schwindelerregenden Abgrund. So hütete Aomame sich auch, diese Fratze Unbekannten zu zeigen, und beschränkte sich darauf, das Gesicht zu verzerren, wenn sie allein war oder wenn sie Männer einschüchtern wollte, die ihr dumm kamen.

Sobald Aomame den Pannestreifen erreicht hatte, blieb sie stehen und sah sich nach der Treppe um. Sie entdeckte sie sofort. Wie der Taxifahrer gesagt hatte, war der Zutritt von einem wenig mehr als hüfthohen Eisengitter umgeben, dessen Tür verschlossen war. Es war etwas lästig, in einem Minirock darüberzusteigen, aber wenn man nichts auf die Blicke der Leute gab, bereitete es einem keine besonderen Schwierigkeiten. Ohne zu zögern, zog sie ihre hohen Schuhe aus und verstaute sie in ihrer Tasche. Wahrscheinlich würde sie sich die Strumpfhose ruinieren. Aber sie konnte sich ja irgendwo eine neue kaufen.

Die Leute beobachteten stumm, wie sie ihre Schuhe und dann den Mantel auszog. Im Hintergrund ertönte aus dem offenen Fenster eines gerade zum Stehen gekommenen schwarzen Toyota Celica die hohe Stimme von Michael Jackson. Als würde ich auf einer Bühne einen Striptease zu »Billie Jean« hinlegen, dachte sie. Macht nichts. Gucken ist erlaubt. Im Stau zu stehen muss wirklich todlangweilig sein. Aber damit hat sich's auch schon, Leute, Schuhe und Mantel, mehr gibt's heut nicht. Tut mir leid.

Aomame schlang sich die Tasche um, damit sie ihr nicht herunterfiel. Der nagelneue schwarze Toyota Crown Royal Saloon, in dem sie bis eben noch gesessen hatte, lag weit hinter ihr. Die Nachmittagssonne fiel auf die Windschutzscheibe, die blendend hell gleißte wie ein Spiegel. Das Gesicht des Fahrers war nicht zu erkennen. Doch er sah sie bestimmt.

Nicht vom äußeren Schein täuschen lassen. Es gibt immer nur eine Realität.

Aomame atmete tief ein und aus. Dann kletterte sie, die Melodie von »Billie Jean« im Ohr, über das Gitter. Ihr Minirock rutschte ihr fast bis zur Hüfte hoch. Und wenn schon,

dachte sie. Sollen Sie ruhig glotzen. Wer mir unter den Rock guckt, hat mich noch lange nicht durchschaut. Außerdem hielt Aomame ihre schönen schlanken Beine für den weitaus vorteilhaftesten Teil ihres Körpers.

Auf der anderen Seite des Gitters angelangt, zupfte Aomame ihren Rocksäum zurecht, wischte sich den Staub von den Händen, zog den Mantel wieder an und hängte sich die Tasche über die Schulter. Mit einem Druck auf den Steg schob sie ihre Sonnenbrille in die richtige Position zurück. Die Treppe lag vor ihr. Eine grau gestrichene Eisentreppe. Eine schlichte, unpersönliche Treppe, die nur einem funktionalen Zweck diene. Sie war nicht dafür geschaffen, dass Frauen in Strümpfen und engen Miniröcken darauf herumturnten. Allerdings sollte man bedenken, dass das Kostüm von Junko Shimada auch nicht für Klettertouren entworfen war. Ein großer Lastwagen donnerte auf der Gegenfahrbahn vorbei und ließ die Treppe vibrieren. Der Wind piff durch die eisernen Sprossen. Doch immerhin gab es eine Treppe. Und nur sie führte auf die ebene Erde.

Aomame drehte sich ein letztes Mal um und blickte in der Haltung eines Menschen, der einen Vortrag beendet hat und nun noch auf dem Podium stehend die Fragen des Publikums erwartet, von links nach rechts und dann von rechts nach links auf die dichte Schlange der Wagen auf der Straße. Sie waren kein bisschen vorangekommen. In Ermangelung einer anderen Beschäftigung beobachteten die dort festsitzenden Leute jede einzelne ihrer Bewegungen. Was macht diese Frau eigentlich?, fragten sie sich argwöhnisch. Bewundernde, gleichgültige, neidische oder verachtende Blicke fielen auf Aomame, die über das Gitter geklettert war. Wie eine instabile Waage schwankten ihre Gefühle, ohne sich einer Seite zuneigen zu

können, unruhig hin und her. Schweigen lastete auf der Umgebung. Niemand hob die Hand, um eine Frage zu stellen (selbst wenn jemand eine Frage gestellt hätte, hätte Aomame sie natürlich nicht beantwortet). Die Menschen warteten nur stumm auf eine Gelegenheit, die niemals kommen würde. Aomame zog leicht das Kinn ein, biss sich auf die Unterlippe und bedachte sie kurz mit einem abschätzigen Blick durch ihre dunkelgrüne Sonnenbrille.

Ihr könnt euch bestimmt nicht vorstellen, wer ich bin, wohin ich jetzt gehe und was ich tun werde, sagte Aomame, ohne ihre Lippen zu bewegen. Ihr sitzt dort fest und geht nirgendwohin. Könnt weder vor noch zurück. Im Gegensatz zu mir. Auf mich wartet Arbeit, die getan werden muss. Ich habe eine Mission zu erfüllen. Deshalb gehe ich – mit eurer gütigen Erlaubnis – schon mal vor.

Zum Schluss hätte Aomame den Leuten am liebsten eine Fratze geschnitten. Aber sie bezwang sich. Sie hatte keine Zeit für Spielereien. Wenn sie einmal das Gesicht verzogen hatte, würde es sie zu viel Mühe kosten, wieder zu ihrem ursprünglichen Ausdruck zurückzukehren.

Also kehrte Aomame ihren stummen Zuschauern den Rücken zu und begann, die Kälte der eisernen Sprossen an ihren Fußsohlen spürend, vorsichtig die Treppe hinunterzusteigen. Der zu Anfang April noch kühle Wind ließ ihre Haare flattern und entblößte hin und wieder ihr unregelmäßig verformtes linkes Ohr.

KAPITEL 2

Tengo

Eine etwas andere Idee

Tengos erste Erinnerung stammte aus der Zeit, als er anderthalb Jahre alt gewesen war. Seine Mutter hatte ihre Bluse ausgezogen, ein Träger ihres weißen Unterkleids war ihr von der Schulter geglitten, und ein Mann, der nicht sein Vater war, saugte an ihrer Brust. Im Kinderbett lag ein Kleinkind, das wahrscheinlich Tengo war. Er sah sich als dritte Person. Oder handelte es sich um einen Zwillingsbruder? Nein, das war unwahrscheinlich, es musste der anderthalbjährige Tengo selbst sein. Intuitiv wusste er das. Das Kind hielt die Augen geschlossen und atmete leise und regelmäßig im Schlaf. Das also war Tengos erste Erinnerung. Die etwa zehneckündige Szene war klar und deutlich in die Wände seines Bewusstseins gemeißelt. Nichts vorher und nichts nachher. Isoliert ragte diese Erinnerung aus einer trüben Wasserfläche heraus wie der Kirchturm einer überfluteten Stadt.

Wenn es sich ergab, hatte Tengo sich bei Bekannten erkundigt, auf welches Alter ihre ersten Erinnerungen zurückgingen. Bei den meisten war es das Alter von vier oder fünf, frühestens drei Jahren. Beispiele für weiter zurückreichende Erinnerungen gab es nicht. Anscheinend musste ein Kind mindestens drei Jahre alt sein, um seine Umgebung bis zu einem gewissen Grad als logisch zusammenhängend wahrnehmen zu können. In der Phase davor war ihm die Welt ein un-

verständliches Chaos, zäh, formlos und undurchsichtig wie ein klebriger Brei. Alles zog gleichsam vor dem Fenster vorbei, ohne dass sich im Gehirn Erinnerungen daran festsetzten.

Natürlich konnte ein Kleinkind von anderthalb Jahren nicht beurteilen, was es bedeutete, wenn ein Mann, der nicht sein Vater war, an der Brust seiner Mutter saugte. Das war klar. Wenn Tengos Erinnerung also nicht trog, hatte sich diese Szene in seine Netzhaut eingebrannt, ohne dass er sie bewerten konnte. Wie eine Kamera ein Objekt lediglich als ein Gemisch aus Licht und Schatten auf einen Film bannet. Und mit der Entstehung des Bewusstseins war das gespeicherte, fixierte Abbild nach und nach analysiert und mit Bedeutung versehen worden. Aber konnte so etwas wirklich geschehen? Bestand überhaupt die Möglichkeit, dass das Gehirn eines Kleinkinds ein solches Bild bewahrte?

Oder handelte es sich nur um eine gefälschte Erinnerung? Eine durch eigenmächtige Täuschungsmanöver seines Bewusstseins im Nachhinein entstandene Fiktion? Tengo hatte die Möglichkeit, dass es sich bei seiner Erinnerung um eine Fälschung handelte, ausführlich geprüft. Und war zu dem Schluss gelangt, dass es unwahrscheinlich war. Für etwas Erfundenes war die Szene zu lebhaft und deutlich, verfügte über zu große Überzeugungskraft. Das Licht und die Gerüche darin, ihr Pulsschlag. Alles fühlte sich überwältigend real an. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass es sich um eine Fälschung handelte. Zudem lieferte die Annahme, dass dieses Ereignis wirklich stattgefunden hatte, eine gute Erklärung für vieles andere. In logischer und emotionaler Hinsicht.

Die etwa zehn Sekunden andauernde, höchst lebendige Szene erschien ihm ohne jede Vorwarnung. Ohne Vorankündigung, ohne Aufschub. Auch kein Anklopfen. Sie überfiel

Tengo aus heiterem Himmel, wenn er in der Bahn saß, Zahlen an die Tafel schrieb, beim Essen war oder sich mit jemandem unterhielt (wie zum Beispiel gerade eben). Unvermittelt schob sie sich jäh vor ihn und lähmte ihn von Kopf bis Fuß. Der Fluss der Zeit stand still. Die Luft um ihn herum wurde dünn, und er konnte nicht mehr richtig atmen. Die Beziehung zwischen ihm und den ihn umgebenden Menschen und Dingen löste sich auf. Die flüssigen Wände verschluckten ihn völlig. Doch obwohl er das Gefühl hatte, die Welt würde ins Dunkel gestürzt, schwanden ihm nicht die Sinne. Nur eine Weiche wurde umgestellt. Es war sogar eher so, dass sein Bewusstsein teilweise schärfer wurde. Es war keine Angst. Aber er konnte die Augen nicht öffnen. Seine Lider blieben fest geschlossen. Auch die umgebenden Geräusche entfernten sich. Und das vertraute Bild wurde immer wieder auf die Leinwand seines Bewusstseins projiziert. Der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Er wusste, dass sein Hemd unter den Armen völlig durchnässt war. Er begann am ganzen Körper zu zittern. Sein Herz schlug immer schneller und lauter.

Falls jemand neben ihm saß, tat Tengo, als sei ihm schwindlig. Tatsächlich hatte sein Zustand Ähnlichkeit mit einem Schwindelanfall. Nach einer gewissen Zeit normalisierte sich alles wieder. Er zog ein Taschentuch hervor und presste es sich auf den Mund. Er hob eine Hand, um seinem Gegenüber zu signalisieren, dass er die Lage im Griff habe und man sich nicht zu beunruhigen brauche. Mal war nach dreißig Sekunden alles vorbei, mal dauerte es über eine Minute. Währenddessen spulte sich die Szene automatisch wie ein Videoband in Endlosschleife immer wieder ab. Seine Mutter löste den Träger des Unterkleids, und der fremde Mann saugte an ihrer steifen Brustwarze. Sie schloss die Augen und gab einen tiefen

Seufzer von sich. Der Duft der Brust seiner Mutter umschwebte Tengo und erfüllte ihn mit Sehnsucht. Für kleine Kinder ist der Geruchssinn das schärfste Instrument. Er teilt ihnen das meiste mit. Manchmal sogar alles. Geräusche waren nicht zu hören. Die Luft wurde zäh, dickflüssig. Der einzige Laut, den er wahrnahm, waren die sachten Schläge seines eigenen Herzens.

Schau dir das an, sagten sie. Sieh nur, sagten sie. Hier bist du und kannst nirgendwo anders hin. Diese Botschaft wiederholte sich unablässig.

Diesmal dauerte der »Anfall« ziemlich lange. Tengo schloss die Augen, stopfte sich wie üblich sein Taschentuch in den Mund und biss fest zu. Wie lange, wusste er nicht. Als alles vorbei war, verspürte er nur eine völlige körperliche Erschöpfung. Er war absolut erledigt. So müde war er noch nie gewesen. Es dauerte ewig, bis er überhaupt die Lider öffnen konnte. Sein Bewusstsein strebte nach einem raschen, abrupten Erwachen, das seine Muskeln und Organe jedoch verweigerten. Es war wie bei einem Tier, das zur falschen Jahreszeit gewaltsam aus dem Winterschlaf gerissen wurde.

»He, Tengo«, rief jemand ihn von vorn an. Die Stimme klang dumpf und fern, wie aus einem tiefen Tunnel. Tengo registrierte, dass es sein Name war, den sie rief. »Was ist los? Wieder diese Sache? Alles in Ordnung?«, sagte die Stimme, diesmal ein bisschen näher.

Endlich schlug Tengo die Augen auf und konzentrierte seinen Blick auf seine rechte Hand, die die Tischkante umklammerte. Er vergewisserte sich, dass die Welt intakt war und er sich noch als derselbe auf ihr befand. Ein gewisses Taubheitsgefühl war geblieben, besonders in der rechten Hand. Es roch

auch nach Schweiß. Es war ein seltsam wilder Geruch, wie man ihm vor den Käfigen mancher Tiere im Zoo begegnet. Doch er war es, der ihn verströmte.

Tengo hatte Durst. Er streckte die Hand aus und griff nach dem Glas, das vor ihm auf dem Tisch stand. Vorsichtig, um nichts zu verschütten, trank er das Wasser zur Hälfte aus. Er setzte kurz ab, schöpfte Atem und trank dann den Rest. Sein Bewusstsein kehrte allmählich dorthin zurück, wo es sein sollte, und sein Körpergefühl normalisierte sich. Er stellte das leere Glas ab und wischte sich mit dem Taschentuch über den Mund.

»Entschuldigung. Alles wieder in Ordnung«, sagte er und vergewisserte sich, dass es sich bei dem Mann, der ihm gerade gegenüber saß, wirklich um Komatsu handelte. Sie hatten sich in einem Café in der Nähe des Bahnhofs Shinjuku getroffen. Das um sie herum herrschende Stimmengewirr war jetzt auch wieder normal zu hören. Die beiden Gäste am Nebentisch argwöhnten, dass etwas passiert war, und sahen zu ihnen hinüber. Eine Kellnerin stand mit verstörter Miene in der Nähe. Möglicherweise fürchtete sie, er würde sich auf seinem Platz übergeben. Tengo schaute auf und nickte ihr lächelnd zu: Keine Sorge, alles in Ordnung.

»Hattest du einen Anfall?«, fragte Komatsu.

»Nichts Ernstes. Mir war nur ein bisschen schwindlig. Einfach nicht gut«, sagte Tengo. Seine Stimme klang noch immer nicht ganz wie seine eigene. Aber immerhin schon ähnlich.

»Wäre ziemlich blöd, wenn dir so was beim Autofahren passieren würde.« Komatsu sah Tengo in die Augen.

»Ich fahre kein Auto.«

»Umso besser. Ich habe einen Bekannten, der leidet an einer Allergie gegen Zedernpollen. Einmal bekam er im Auto einen

Niesanfall und knallte gegen einen Strommast. Dein Niesen ist übrigens auch nicht von Pappe. Als ich es das erste Mal gehört habe, bin ich richtig erschrocken. Mittlerweile habe ich mich etwas daran gewöhnt.«

»Tut mir leid.«

Tengo griff nach seiner Kaffeetasse und trank den Rest mit einem Zug aus. Er schmeckte nichts. Es floss nur eine warme Flüssigkeit durch seine Kehle.

»Möchtest du noch Wasser?«, fragte Komatsu.

Tengo schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Es geht schon wieder.«

Komatsu zog ein Päckchen Marlboro aus seinem Jackett, steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit einem Streichholz aus einer Schachtel mit dem Werbeaufdruck des Cafés an. Dann warf er einen kurzen Blick auf seine Uhr.

»Also, worüber sprachen wir gerade?«, fragte Tengo. Er musste schnellstens wieder zu sich kommen.

»Äh, ja, worüber sprachen wir?« Komatsu schaute in die Luft und dachte kurz nach. Oder tat zumindest so. Tengo wusste nicht, was von beidem. Komatsus Gesten und seine Art zu sprechen hatten immer etwas von einer Darbietung. »Ach so, ja, wir haben über dieses Mädchen gesprochen, Fukaeri heißt sie. Und über ›Die Puppe aus Luft‹.«

Tengo nickte. Fukaeri und »Die Puppe aus Luft«. Er war im Begriff gewesen, mit Komatsu darüber zu sprechen, als der »Anfall« kam und das Gespräch unterbrach. Tengo nahm eine Kopie des Manuskripts aus seiner Tasche und legte es auf den Tisch. Er ließ die Hände über den Stapel gleiten und prüfte, wie es sich anfühlte.

»Ich sagte es schon am Telefon: Das Beste an ›Die Puppe aus Luft‹ ist, dass die Autorin nicht versucht, jemanden zu

imitieren. Das ist äußerst selten bei einem Erstlingswerk. Die versuchen sonst immer *wie irgendetwas anderes* zu sein.« Tengo sprach wohlüberlegt. »Natürlich ist ihr Stil noch ungeschliffen und die Wortwahl ungeschickt. Es fängt schon beim Titel an, sie verwechselt ›Puppe‹ mit ›Kokon‹. Wenn ich wollte, könnte ich reihenweise Fehler aufzählen. Aber trotz allem hat die Geschichte etwas sehr Anziehendes. Als Ganzes ist sie zwar phantastisch, dennoch ist die Schilderung der Einzelheiten bedrückend real. Dieses Spannungsverhältnis macht sich ausgezeichnet. Ob ihre Originalität, Folgerichtigkeit oder sprachliche Qualität ausreichen, weiß ich nicht. Wenn Sie mir sagen, das Niveau sei ungenügend, kann das durchaus sein. Der Text liest sich holprig, aber als ich damit durch war, wirkte er noch lange *rubig* nach. Auch wenn ein seltsames, unbehagliches Gefühl dabei war, das schwer zu beschreiben ist.«

Komatsu sah Tengo wortlos an. Er wollte mehr hören.

»Ich konnte das Werk nicht einfach aus der Auswahl streichen, nur weil es sprachliche und stilistische Mängel hat. In den letzten Jahren habe ich berufsmäßig bergeweise eingereichte Manuskripte gelesen. Überflogen kommt der Sache wohl näher. Darunter waren vergleichsweise gut geschriebene Texte und auch völlig hoffnungslose – letztere natürlich in der Überzahl. Doch von allen Werken, die mir unter die Augen gekommen sind, hat bisher keins so auf mich gewirkt wie ›Die Puppe aus Luft‹. Es war auch das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, einen Text, nachdem ich ihn bereits gelesen hatte, im Geiste noch einmal zu lesen.«

»Aha«, sagte Komatsu. Aufrichtig interessiert zog er an seiner Zigarette. Er spitzte die Lippen. Aber Tengo kannte ihn nicht erst seit gestern und ließ sich nicht so leicht von seiner Attitüde täuschen. Dieser Mann setzte häufig ein Gesicht auf,

das mit seinen wahren Gefühlen nichts zu tun hatte oder sogar ihr Gegenteil ausdrückte. Tengo wartete geduldig darauf, dass Komatsu sich äußerte.

»Ich habe es auch gelesen«, sagte Komatsu, nachdem er einen Moment hatte verstreichen lassen. »Gleich nachdem du mich angerufen hast. Also, nein, es ist doch wirklich furchtbar schlecht, oder? Die Grammatik ist katastrophal, und es gibt sogar Sätze, bei denen man nicht versteht, was sie bedeuten oder was die Autorin damit sagen will. Bevor sie einen Roman oder so was schreibt, sollte sie lieber erst mal die Grundbegriffe der Syntax lernen.«

»Aber Sie haben es zu Ende gelesen. Stimmt's?«

Komatsu lächelte. Es war ein Lächeln aus einer Schublade, die er für gewöhnlich nicht öffnete. »Ja, stimmt. Da hast du recht. Ich habe es ganz gelesen. Hat mich selbst überrascht. Dass ich ein für den Debütpreis eingereichtes Manuskript ganz durchlese, das gibt es praktisch nie. Schlimmer noch, einige Teile habe ich sogar zweimal gelesen. Das kommt ungefähr so oft vor wie eine Syzygie. Das gebe ich zu.«

»Es hat was. Oder nicht?«

Komatsu legte seine Zigarette in den Aschenbecher und rieb sich mit dem rechten Mittelfinger einen Nasenflügel, ohne auf Tengos Frage zu antworten.

»Das Mädchen ist erst siebzehn. Sie geht auf die Oberschule. Sie hat nur noch keine Übung darin, Literatur zu lesen oder zu schreiben. Für dieses Werk bekommt sie den Debütpreis wahrscheinlich wirklich nicht. Aber es hätte das Zeug dazu, in die engere Auswahl zu kommen. So weit können Sie doch entscheiden, Herr Komatsu, oder? Daran kann sie dann anknüpfen.«

»Meinst du?«, sagte Komatsu. Er gähnte gelangweilt und

trank anschließend sein Wasser in einem Zug aus. »Tengo, mein Freund, jetzt überleg doch mal. Angenommen, wir nehmen diesen Wirrwarr in die engere Auswahl. Die Damen und Herren von der Jury fallen doch auf den Hintern. Womöglich werden sie sogar sauer. Nicht mal zu Ende lesen werden sie es. In der Jury sind vier aktive Schriftsteller. Diese Leute haben eine Menge zu tun. Nach den ersten zwei Seiten schmeißen die das Ding in die Ecke. Den Aufsatz einer Erstklässlerin werden sie es nennen. Wir haben hier etwas vor uns, das nur glänzt, wenn man es poliert. Wird jemand auf mich hören, wenn ich es anpreise? Auch wenn ich die Macht hätte zu bestimmen, würde ich lieber etwas Erfolgversprechenderes nehmen.«

»Heißt das, Sie lassen es einfach fallen?«

»Das habe ich nicht gesagt.« Komatsu rieb sich den Nasenflügel. »Ich habe nur eine etwas andere Idee.«

»Eine etwas andere Idee«, sagte Tengo. Die Worte hatten einen leicht unheilvollen Klang.

»Du schlägst vor, wir sollen unsere Erwartungen auf ihr nächstes Werk richten«, sagte Komatsu. »Ich selbst würde natürlich gern warten. Für einen Redakteur ist es die größte Freude, einen jungen Autor langsam und liebevoll heranzuziehen. Welch herzerquickliche Beschäftigung ist es doch, den Blick über den klaren Nachthimmel schweifen zu lassen und einen neuen Stern zu entdecken, bevor es ein anderer tut. Leider kann ich mir, ehrlich gesagt, nur schwer vorstellen, dass von diesem Mädchen noch mehr zu erwarten sein wird. Bei aller Fehlbarkeit friste ich immerhin seit zwanzig Jahren mein Leben in dieser Branche. In der Zwischenzeit habe ich alle möglichen Autoren kommen und gehen sehen. Dabei habe ich einigermaßen gelernt, die, von denen noch was kommt, und

die, von denen wahrscheinlich nichts mehr kommt, zu unterscheiden. Und dass es bei dem Mädchen kein nächstes Mal gibt, kann ich dir jetzt schon sagen. Tut mir leid. Auch kein übernächstes Mal. Und kein überübernächstes Mal. Erstens hat sie einen Stil, den man nicht mit der Zeit durch Übung verbessern kann. Da kannst du warten, bis du schwarz wirst. Man kann keinen guten Text schreiben, wenn man zwar die *Absicht* hat, einen guten Text zu schreiben, aber keinen blassen Schimmer, wie das geht. Wer schreiben will, muss entweder über ein angeborenes literarisches Talent verfügen oder sich abmühen, bis er wahnsinnig wird oder stirbt. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Aber auf diese Fukaeri trifft weder das eine noch das andere zu. Sie hat keine erkennbare natürliche Begabung und anscheinend auch nicht die Absicht, sich zu bemühen. Warum sie diese Geschichte geschrieben hat, weiß ich nicht, aber bestimmt nicht aus Interesse an der Schriftstellerei. Offenbar hat sie den Wunsch, eine Geschichte zu erzählen, anscheinend sogar den recht starken Willen. Das erkennt man. Das ist es auch, was dich bei aller Ungeschliffenheit anzieht und mich dazu gebracht hat, das Manuskript zu Ende zu lesen. Es ist in jedem Fall ein tolles Ding. Dennoch hat sie als Schriftstellerin keinen Fliegenschiss von einer Zukunft. Jetzt bist du wahrscheinlich enttäuscht, aber so ist es nun mal – wenn ich dir ganz offen meine Meinung sagen darf.«

Tengo dachte nach. Was Komatsu zu sagen hatte, klang vernünftig. Verlegerischen Instinkt konnte man ihm nicht abprechen.

»Aber es wäre doch nicht schlecht, ihr eine Chance zu geben, oder?«, sagte Tengo.

»Du willst sie ins kalte Wasser werfen und sehen, ob sie schwimmt oder untergeht?«

»Vereinfacht ausgedrückt.«

»Ich habe schon genug sinnlose Zerstörung angerichtet. Ich will nicht mehr zusehen, wie jemand absäuft.«

»Und wie beurteilen Sie dann meinen Fall?«

»Du bemühst dich wenigstens«, sagte Komatsu nachdrücklich. »Soweit ich sehen kann, gibt es bei dir keine Schlamperei. Du empfindest große Hochachtung vor dem Schreiben. Und warum? Weil du gern schreibst. Auch das schätze ich an dir. Die Liebe zum Schreiben ist für jemanden, der die Schriftstellerlaufbahn anstrebt, die wichtigste Eigenschaft.«

»Aber das allein genügt nicht.«

»Natürlich genügt das nicht. Man braucht ›das gewisse Etwas‹. Und das beinhaltet zumindest, dass ich nicht aufhören kann zu lesen. Bei Romanen ist das mein erstes Einschätzungskriterium. An Büchern, die ich gleich wieder aus der Hand legen kann, habe ich nicht das geringste Interesse. Das ist doch eine klare Sache. Eine ganz simple Angelegenheit.«

Einen Moment lang schwieg Tengo. Dann sagte er: »Aber das, was Fukaeri geschrieben hat, erfüllt dieses Kriterium doch. Sie konnten nicht aufhören zu lesen.«

»Ja, ja, natürlich. Die Kleine hat irgendetwas Besonderes. Was, weiß ich nicht, aber sie hat es. Das merkt man. Du merkst es, ich merke es. Es ist für jedermann deutlich erkennbar, wie der Rauch eines Lagerfeuers an einem windstillen Tag. Aber, mein lieber Tengo, was das Mädchen hat, sollte man vielleicht nicht in ihren Händen lassen.«

»Weil keine Aussicht besteht, dass sie schwimmt, wenn wir sie ins Wasser werfen.«

»Genau.«

»Also kommt sie nicht in die Auswahl?«

»O doch«, sagte Komatsu. Er verzog die Lippen und legte

beide Hände nebeneinander auf den Tisch. »An dieser Stelle muss ich meine Worte mit Bedacht wählen.«

Tengo nahm seine Tasse und betrachtete den Kaffeesatz. Er stellte sie wieder ab. Komatsu sagte noch immer nichts. Also ergriff Tengo das Wort. »Jetzt kommt wohl die ›etwas andere Idee‹ ins Spiel, von der Sie gesprochen haben?«

Komatsu kniff die Augen zusammen, wie ein Lehrer, der einen guten Schüler vor sich hat, und nickte bedächtig. »Ganz genau, mein lieber Junge, du sagst es.«

Komatsu hatte etwas Undurchschaubares an sich. Niemals konnte man von seiner Miene oder Stimme auf seine Gedanken und Gefühle schließen. Er schien es selbst nicht wenig zu genießen, anderen Sand in die Augen zu streuen. Auf alle Fälle arbeitete sein Kopf sehr schnell. Er war ein Typ, der stets seiner eigenen Logik folgte und der urteilte, ohne auf die Erwartungen anderer Rücksicht zu nehmen. Er spielte sich nie unnötig auf, hatte aber eine gewaltige Menge von Büchern gelesen und verfügte über große Detailkenntnis auf den verschiedensten Gebieten. Aber er besaß nicht nur Wissen, sondern auch Scharfblick, der es ihm ermöglichte, Menschen und Werke zu durchschauen. Dazu gehörte wahrscheinlich auch eine gewisse Voreingenommenheit, doch die war für ihn ein wichtiger Aspekt der Wahrheit.

Komatsu war von Natur aus kein Mann vieler Worte, und er hasste es, überflüssige Erklärungen abgeben zu müssen, aber wenn es nötig war, vermochte er seine Meinung scharfsinnig und logisch zu vertreten. Er konnte auch ziemlich bissig werden. Dann traf er die verwundbarste Stelle seines Gegners mit einem gezielten Hieb. Er hatte starke persönliche Vorlieben, allerdings überwog die Zahl der Personen und Werke, die er

nicht tolerieren konnte, die der anderen bei weitem. Naturgemäß war auch die Zahl derer, die keine Sympathie für ihn hegten, größer als die derjenigen, die ihn mochten, was seinen eigenen Wünschen jedoch durchaus entgegenkam. Wie Tengo es sah, war Komatsu gern allein, und er genoss es sogar, von anderen mit Distanz behandelt oder eindeutig abgelehnt zu werden. Komatsus Überzeugung zufolge erwuchs ein scharfer Geist nicht aus behaglichen Umständen.

Komatsu war fünfundvierzig, also sechzehn Jahre älter als Tengo. Er widmete sich mit großem Engagement der Herausgabe einer Kunst- und Literaturzeitschrift und galt in der Fachwelt als Experte. Über sein Privatleben jedoch wusste niemand etwas. Durch seinen Beruf kannte er zwar eine Menge Leute, aber über persönliche Dinge sprach er mit niemandem. Tengo hatte keine Ahnung, wo Komatsu geboren und aufgewachsen war oder wo er augenblicklich wohnte. Obwohl sie lange Gespräche führten, wurden diese Themen nie angeschnitten. Man wunderte sich, dass Komatsu bei seiner ausgeprägten Unzugänglichkeit und seiner verächtlichen Haltung gegenüber dem Literaturbetrieb so viele Manuskripte namhafter Autoren an Land zog, aber er bekam offenbar mühelos immer genau das zusammen, was gerade gebraucht wurde. Häufig war es ihm zu verdanken, dass die Zeitschrift ein gewisses Erscheinungsbild und Format besaß. Deshalb war er, wenn auch nicht gerade beliebt, so doch angesehen.

Gerüchten zufolge hatte Komatsu in den sechziger Jahren, als er an der Universität Tokio Literaturwissenschaft studierte, an den Protesten gegen den Sicherheitsvertrag zwischen den USA und Japan teilgenommen. Es hieß, er habe zu den Anführern der Studentenbewegung gehört und sei ganz in der Nähe gewesen, als Michiko Kanba auf einer Demonstration

von der Polizei angegriffen und getötet wurde. Komatsu sei ebenfalls schwer verletzt worden. Wie viel davon der Wahrheit entsprach, wusste man nicht. Aber eigentlich klang es recht überzeugend. Komatsu war lang und dünn, sein Mund unverhältnismäßig groß, die Nase unverhältnismäßig klein. Er hatte schlaksige Arme und Beine, und seine Finger waren gelb vom Nikotin. Er erinnerte an einen der Revolutionäre aus einer heruntergekommenen Intelligenzija, wie sie in russischen Romanen des 19. Jahrhunderts vorkommen. Er lachte so gut wie nie, aber wenn, dann über das ganze Gesicht. Doch selbst dann sah er nie besonders fröhlich aus, sondern lediglich wie ein überalterter Zauberlehrling, der kichernd unheilvolle Weissagungen erstellte. Er war reinlich und achtete auf seine äußere Erscheinung, trug aber immer etwas Ähnliches, vermutlich, um der Welt zu zeigen, wie gering sein Interesse an Kleidung war. Seine Uniform bestand aus Tweedjacketts, weißen Oxfordhemden oder grauen Poloshirts, grauen Hosen und Wildlederschuhen. Eine Krawatte trug er nie. Man konnte förmlich vor sich sehen, wie das in Farbe, Herkunft und Größe kaum zu unterscheidende halbe Dutzend Tweedjacketts mit drei Knöpfen sorgfältig ausgebürstet bei ihm zu Hause im Schrank hing. Wahrscheinlich hatte er sie durchnummeriert, um sie auseinanderhalten zu können.

Komatsus festes, an Draht erinnerndes Haar, das ihm bis über die Ohren reichte, war an der Stirn bereits leicht ergraut und stets etwas zerzaust. Seltsamerweise hatte es immer die gleiche Länge, selbst wenn sein letzter Friseurbesuch erst eine Woche zurücklag. Tengo konnte sich nicht erklären, wie das möglich war. Bisweilen blitzten Komatsus Augen scharf auf, wie Sterne an einem winterlichen Nachthimmel. Falls er aus irgendeinem Grund einmal in Schweigen verfiel, schwieg er mit

der Finalität eines Felsens auf der Rückseite des Mondes. Sein Gesicht wurde nahezu ausdruckslos, und selbst seine Körpertemperatur schien abzusinken.

Tengo hatte Komatsu fünf Jahre zuvor kennengelernt. Damals hatte er sich bei der Literaturzeitschrift, die Komatsu mitherausgab, um einen Preis für das beste Erstlingswerk beworben und war in die Endauswahl gelangt. Komatsu hatte ihn angerufen und um ein Treffen gebeten. Sie verabredeten sich in einem Café in Shinjuku (dem gleichen, in dem sie auch jetzt saßen). Für das jetzige Buch werde Tengo den Preis nicht bekommen, hatte Komatsu ihm eröffnet. (Er bekam ihn tatsächlich nicht.) Aber er persönlich habe Gefallen an Tengos Arbeit gefunden. »Ich erwarte keinen Dank, aber es kommt sehr selten vor, dass ich das zu jemandem sage«, erklärte Komatsu. (Damals wusste Tengo das noch nicht, aber es entsprach der Wahrheit.) »Wenn du also dein nächstes Buch schreibst, möchte ich, dass du es mich lesen lässt. Als Ersten, vor allen anderen.« Tengo war einverstanden.

Komatsu wollte außerdem wissen, was für ein Mensch Tengo war. Woher er kam und was er im Augenblick tat. Tengo berichtete so aufrichtig wie möglich. Er war in Ichikawa in der Präfektur Chiba geboren und aufgewachsen. Seine Mutter war kurz nach seiner Geburt erkrankt und gestorben. So hatte es ihm zumindest sein Vater erzählt. Geschwister hatte er keine. Sein Vater hatte nicht wieder geheiratet und Tengo mit Hilfe einer männlichen Hilfskraft aufgezogen. Früher hatte er für den staatlichen Sender NHK Rundfunkgebühren kassiert. Inzwischen war er an Alzheimer erkrankt und lebte in einem Sanatorium an der Südspitze der Boso-Halbinsel. Tengo hatte an der Universität Tsukuba einen Studiengang mit der sonderbaren Bezeichnung »Fachbereich 1 für Naturwissenschaft

und Mathematik im Hauptfach« absolviert und schrieb jetzt Romane. Seinen Lebensunterhalt verdiente er mit Mathematikunterricht an einer Yobiko, einer der vielen privaten Institutionen, die in Japan die Studienanwärter auf die Aufnahmeprüfungen der Universitäten vorbereiten. Diese Schule lag im Tokioter Stadtteil Yoyogi. Nach dem Examen hatte er sich zunächst als Lehrer am Präfekturgymnasium seines Heimatorts versucht, sich dann jedoch wegen der flexibleren Arbeitszeiten und der größeren Unabhängigkeit für die Yobiko entschlossen. Er lebte allein in einer kleinen Wohnung in Koenji.

Er wisse selbst nicht, ob er wirklich Schriftsteller von Beruf werden wolle. Auch nicht, ob er wirklich Talent zum Schreiben habe. Nur dass er jeden Tag schreiben müsse, das sei ihm klar. Schreiben sei für ihn wie Atmen. Komatsu hörte ihm ruhig zu, ohne sich dazu zu äußern.

Tengo wusste nicht, warum, aber Komatsu schien eine persönliche Zuneigung zu ihm entwickelt zu haben. Äußerlich vermittelte Tengo den Eindruck eines kräftigen Bauernburschen (er war von der Mittel- bis zur Oberstufe im Judo-Team gewesen), der stets in aller Frühe aufstand. Er trug die Haare kurz, war stets gebräunt, hatte Blumenkohlohren und sah weder wie ein junger Literat noch wie ein Mathematiklehrer aus. All das schien ganz nach Komatsus Geschmack zu sein. Sobald Tengo etwas Neues geschrieben hatte, gab er es Komatsu, der es durchlas und ihm seine Meinung mitteilte. Daraufhin schrieb Tengo den Text, seinen Ratschlägen folgend, um. Und Komatsu gab ihm neue Hinweise, wie ein Trainer, der die Messlatte immer höher ansetzt. »In deinem Fall dauert es vielleicht ein bisschen«, sagte Komatsu. »Aber wir haben ja keine Eile. Sei tapfer und schreib weiter, unentwegt, jeden Tag. Heb alles Geschriebene sicherheitshalber auf. Es könnte dir viel-

leicht später noch von Nutzen sein.« Das würde er tun, sagte Tengo.

Komatsu vermittelte ihm auch kleinere journalistische Aufträge. Beispielsweise schrieb Tengo anonym für eine Frauenzeitschrift, die Komatsus Verlag ebenfalls herausgab. Beiträge umschreiben, einfache Besprechungen von Filmen oder Neuerscheinungen bis hin zu Horoskopen, alles ging ihm leicht von der Hand. Er erwarb sich sogar den Ruf, mit seinen Horoskopen häufig richtigzuliegen. Als er einmal vor »Erdbeben am Morgen« warnte, kam es just an diesem Morgen tatsächlich zu einem stärkeren Beben. Das zusätzliche Einkommen, das ihm diese Auftragsarbeiten einbrachten, kam ihm zupass, und zugleich waren sie eine gute Übung. Es beglückte ihn, etwas, das er geschrieben hatte, in welcher Form auch immer gedruckt und in Buchläden aufgereiht zu sehen.

Bald beteiligte man Tengo auch an der Vorauswahl der für den Debütpreis eingesandten Manuskripte. Es war zwar etwas seltsam, dass er die Manuskripte anderer Kandidaten begutachtete, während er sich selbst auch um den Preis bewarb. Aber Tengo nahm sich dieser Texte unparteiisch an, ohne sich um diese Widersprüchlichkeit zu kümmern. Dadurch, dass er bergeweise schlechte und langweilige Romane las, lernte er gründlich, was schlechte und langweilige Romane waren. Aus den etwa hundert Werken, die er jedes Mal zu lesen bekam, wählte er ungefähr zehn aus, die ihm nicht ganz unbedeutend erschienen, und reichte sie an Komatsu weiter. Jedem davon legte er ein Memo mit seinen Überlegungen bei. Fünf kamen in die Endauswahl, und eine vierköpfige Jury kürte schließlich den Preisträger.

Neben Tengo gab es noch andere Honorarkräfte, die lasen, und neben Komatsu noch eine Anzahl weiterer Redakteure,

die die Vorauswahl trafen. Es wurde Objektivität erwartet, aber allzu viel Mühe musste man sich nicht machen. Denn von den zahlreichen Einsendungen gaben höchstens zwei oder drei Anlass zu gewissen Hoffnungen, und diese waren kaum zu übersehen, ganz gleich, wer sie las. Dreimal schaffte es Tengo in die Auswahl. Natürlich hatte er sich nicht selbst gewählt, sondern zwei der anderen Aushilfsleser sowie Komatus Redaktion hatten für ihn gestimmt. Keine von Tengos Arbeiten erhielt den Preis, aber er war nicht enttäuscht. Zum einen hatte sich ihm Komatus Bemerkung, er könne sich ruhig Zeit lassen, eingeprägt, außerdem lag ihm auch nicht sonderlich viel daran, sofort und auf der Stelle Schriftsteller zu werden.

Wenn sein Stundenplan geregelt verlief, konnte er vier Tage in der Woche zu Hause tun und lassen, was ihm gefiel. Seit sieben Jahren lehrte er nun an der gleichen Yobiko und hatte einen sehr guten Ruf bei den Schülern. Sein Unterrichtsstil war sachlich, und er besaß die Fähigkeit, jede Frage präzise zu beantworten, ohne weitschweifig zu werden. Zu Tengos eigener Überraschung besaß er Talent zum Reden. Er konnte gut erklären, hatte eine tragende Stimme, und oft gelang es ihm, mit einem Scherz die ganze Klasse zum Lachen zu bringen. Bevor er Lehrer geworden war, hatte er sich immer für einen schlechten Redner gehalten. Selbst jetzt noch war er manchmal aufgeregt und stockte, wenn er vor Leuten sprechen musste. Kam er in eine kleine Gruppe, nahm er fast ausschließlich die Rolle eines Zuhörers ein. Aber wenn er unterrichtete und vor einer anonymen Zuhörerschaft stand, wurde sein Kopf plötzlich klar, und er konnte frei und beliebig lange sprechen. Der Mensch ist ein rätselhaftes Wesen, dachte er immer wieder.

Mit seinem Honorar war er keineswegs unzufrieden. Man

konnte nicht sagen, dass es übermäßig viel war, aber die Schule zahlte nach Leistung. Zu bestimmten Zeiten fanden Bewertungen der Lehrer durch die Schüler statt, und wenn die Einschätzung gut ausfiel, erhöhte sich die Bezahlung entsprechend. Andernfalls, so befürchtete man, könnten besonders gute Lehrkräfte von anderen Schulen abgeworben werden (und tatsächlich war es bereits zu Headhunting gekommen). An gewöhnlichen Regelschulen gab es dieses System nicht. Bezahlt wurde dort nach Alter, die Vorgesetzten kontrollierten das Privatleben, und weder Leistung noch Beliebtheit oder solche Dinge waren von Bedeutung. An der Yobiko zu unterrichten machte Tengo Spaß. Die Mehrzahl der Schüler hatte ein klar umrissenes Ziel, nämlich die Aufnahmeprüfung für eine Universität zu bestehen, und entsprechend konzentriert folgten sie seinen Ausführungen. Außer dem Unterricht vor der Klasse hatte der Lehrer keine Pflichten. Es kam Tengo sehr entgegen, sich nicht mit lästigen Problemen wie Fehlverhalten und Verstößen gegen die Schulordnung seitens der Schüler abgeben zu müssen. Er brauchte nur am Pult zu stehen und ihnen beizubringen, wie man bestimmte mathematische Aufgaben löste. Und was den rein ideellen Umgang mit Zahlen betraf, war Tengo ein Naturtalent.

An seinen freien Tagen stand er früh auf und schrieb meist bis abends. Er benutzte einen Montblanc-Füllfederhalter mit blauer Tinte und 400-Zeichen-Manuskriptpapier. Das allein schon verschaffte Tengo ein Gefühl der Befriedigung. Einmal in der Woche besuchte ihn seine verheiratete Freundin in seiner Wohnung, und er verbrachte den Nachmittag mit ihr. Eine sexuelle Beziehung mit einer zehn Jahre älteren Frau zu haben war sehr bequem und beinhaltete keine Verpflichtungen. Nachmittags machte er lange Spaziergänge, und nach

Sonnenuntergang las er und hörte Musik dabei. Er sah nie fern. Wenn der Kassierer von NHK kam, um die Gebühren einzusammeln, wies er ihn höflich ab. Es tut mir leid, aber ich habe keinen Fernsehapparat. Wirklich nicht. Sie können reinkommen und nachsehen.

Doch nie betrat einer seine Wohnung. Denn das ist den Gebühreneinsammlern gar nicht gestattet.

»Das, was ich mir überlegt habe, ist ein größeres Kaliber«, sagte Komatsu.

»Ein größeres Kaliber?«

»Womit ich nicht sagen will, dass der Debütpreis Kleinram ist, aber das, was ich vorhabe, hat ein anderes Format.«

Tengo schwieg. Er konnte sich nicht vorstellen, was es war. Aber er spürte, dass es um etwas Riskantes ging.

»Der Akutagawa-Preis«, sagte Komatsu nach einer Pause.

»Der Akutagawa-Preis«, wiederholte Tengo, als habe Komatsu das Wort riesengroß mit einem Stock in nassen Sand geschrieben.

»Ja, den kennt doch wohl auch mein etwas weltfremder Tengo. Steht groß in der Zeitung und wird in den Fernsachrichten gebracht.«

»Ich kann Ihnen nicht ganz folgen, Herr Komatsu. Sprechen Sie von Fukaeeri?«

»Du hast es erfasst. Wir nehmen ›Die Puppe aus Luft‹. Sonst haben wir ja nichts, was zur Sensation taugen würde.«

Tengo kaute auf seinen Lippen und versuchte Komatsus Pläne zu durchschauen. »Aber Sie haben doch die ganze Zeit gesagt, es hätte keinen Zweck, ein Manuskript in diesem Zustand vorzuschlagen.«

»Ganz recht. Nicht in dem Zustand. Das ist ein klarer Fall.«

Tengo brauchte etwas Zeit zum Nachdenken. »Soll das heißen, wir bearbeiten das eingereichte Manuskript?«

»Eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Es ist gängige Praxis, dass Redakteure vielversprechende Manuskripte noch mal überarbeiten lassen. Kommt gar nicht selten vor. Allerdings wird in unserem Fall nicht die Autorin selbst das Werk überarbeiten, sondern jemand anderes.«

»Jemand anderes?«, fragte Tengo, obwohl er die Antwort schon kannte, noch ehe er die Frage gestellt hatte. Nur um ganz sicherzugehen.

»Du wirst diese Aufgabe übernehmen«, verkündete Komatsu.

Tengo rang nach passenden Worten, aber er fand keine. Er seufzte. »Aber Herr Komatsu«, wandte er ein. »Bei diesem Text genügt es nicht, ein paar Korrekturen vorzunehmen. Wenn man ihn nicht radikal von vorn bis hinten umschreibt, ergibt er keine Einheit.«

»Natürlich schreibst du alles von vorn bis hinten um. Die Geschichte verwendest du als Gerüst. Auch die stilistische Atmosphäre sollte so weit wie möglich erhalten bleiben. Aber der Text muss vollständig umgeschrieben werden. Eine Adaption, sozusagen. Du bist für die praktische Umarbeitung zuständig. Und ich gebe das Ganze dann heraus.«

»Ob das gutgeht?«, sagte Tengo eher zu sich selbst.

»Wird schon«, sagte Komatsu, nahm seinen Teelöffel und hielt ihn Tengo vor die Nase. Wie ein Dirigent, der mit dem Taktstock auf einen Solisten deutet. »Dieses Mädchen Fukaeri hat etwas Besonderes. Das ist mir bei der Lektüre von ›Die Puppe aus Luft‹ klar geworden. Sie besitzt eine außergewöhnliche Vorstellungskraft. Aber leider kann ihre Schreibkompetenz damit nicht Schritt halten. Ihr ganzer Stil ist völlig

ungeschliffen. Da kannst du etwas tun. Der Plot ist gut und ergibt sogar einen Sinn. Der Text wirkt nur grob, ist aber intellektuell feinfühlig. Eine gewisse Dynamik ist auf jeden Fall auch vorhanden. Allerdings wissen wir im Gegensatz zu unserer kleinen Fukaeri noch nicht ganz, was wir schreiben sollen. Denn hin und wieder verliert man den Faden der Geschichte. Du musst dir über den Kern der Geschichte klar werden, damit du weißt, was du schreiben sollst. Er ist wie ein furchtsames kleines Tier, das sich in einer tiefen Höhle verkrochen hat und nicht herauskommt. Du weißt, dass es sich in der Höhle versteckt hält, aber wenn du es nicht herauslockst, kriegst du es nicht zu fassen. Damit meine ich, dass du dir etwas Zeit lassen kannst.«

Tengo rutschte ratlos auf seinem Plastikstuhl herum. Er sagte nichts.

»Die Sache ist ganz einfach«, fuhr Komatsu, mit seinem Teelöffel wedelnd, fort. »Wir bringen zwei Leute zusammen und machen einen neuen Autor daraus. Tengo liefert den fertigen Text zu Fukaeris Rohfassung. Die ideale Kombination. Du bist der Einzige, der die Fähigkeit dazu besitzt. Deshalb habe ich mich doch die ganze Zeit um dich gekümmert. Verstehst du? Alles Weitere kannst du mir überlassen. Mit vereinten Kräften ist der Debütpreis ein Klacks. Das reicht auch, um auf den Akutagawa-Preis zu zielen. Und auch ich habe meine Zeit in dieser Branche nicht müßig verbracht. Ich weiß genau, wie der Hase läuft.«

Tengo starrte Komatsu mit leicht geöffnetem Mund an. Der legte den Kaffeelöffel auf die Untertasse zurück. Er hatte unnatürlich laut gesprochen.

»Und wenn wir den Akutagawa-Preis bekommen? Was passiert dann?«, fragte Tengo, als er sich gefangen hatte.

»Dann sind wir gemachte Leute. Die Mehrzahl der Menschen auf dieser Welt hat keine Ahnung von der Qualität eines Romans. Aber keiner möchte zurückbleiben, jeder möchte auf der Höhe der Zeit sein. Sobald also ein Buch einen Preis bekommt und überall besprochen wird, wird es gekauft und gelesen. Umso mehr, wenn die Autorin eine siebzehnjährige Schülerin ist. Wir könnten eine Menge verdienen. Und den Gewinn gerecht durch drei teilen. Darum werde ich mich kümmern.«

»Wie man das Geld aufteilt und so weiter, das ist doch jetzt egal.« Tengo krächzte etwas, weil seine Kehle so trocken war. »Aber widerspricht so etwas nicht Ihrer Berufsethik als Redakteur? Wenn das auffliegt, bekommen Sie Riesenprobleme. Wahrscheinlich werden Sie gefeuert.«

»So leicht fliegt das nicht auf. Dagegen kann ich uns absichern. Und wenn sie mich wirklich feuern, verlasse ich den Verlag mit Freuden. Ich bin sowieso unbeliebt bei denen da oben und werde mit ein paar Almosen abgespeist. Eine neue Stelle kann ich sofort wieder finden. Weißt du, es geht mir ja auch gar nicht ums Geld. Was ich will, ist, diesem ganzen eingebildeten Literaturbetrieb eins auszuwischen. Ich will diese Bande von Schwätzern, die in ihren Löchern sitzen und ständig so hochtrabend von der Botschaft der Literatur schwafeln, die sich selbst bemitleiden und einander in den Hintern kriechen, während sie gleichzeitig am Stuhl des anderen sägen, mal so richtig vorführen. Die Kehrseite des Systems bloßlegen und laut darüber lachen. Das wird ein Spaß, meinst du nicht?«

Tengo fand das nicht besonders spaßig. Eigentlich hatte er selbst den sogenannten Literaturbetrieb noch nie erlebt. Dass ein so fähiger Mann wie Komatsu aus derart kindischen Moti-

ven heraus ein solches Risiko eingehen wollte, verschlug ihm für einen Augenblick fast die Sprache.

»Was Sie da vorschlagen, klingt für mich nach einer Art Betrug.«

»Teamwork ist nichts Ungewöhnliches.« Komatsu verzog das Gesicht. »Bei den meisten Mangas funktioniert das nicht anders. Ein Team entwickelt eine Idee und erfindet eine Geschichte, jemand zeichnet sie in Umrissen vor, und die Assistenten fügen die Details hinzu und malen alles farbig aus. So, wie in der Fabrik da drüben die Wecker hergestellt werden. Dafür gibt es auch in der Literatur viele Beispiele. Zum Beispiel diese Liebesschnulzen. Den Großteil erfinden angestellte Schriftsteller arbeitsteilig nach von Verlagsseite erstellten Richtlinien. Sonst würden sie keine Massenproduktion hinbekommen. Weil wir im gestrengen Reich der hohen Literatur dieses System nicht offiziell anwenden dürfen, stellen wir aus strategischen Gründen ein Mädchen namens Fukaeri nach vorn. Wenn das rauskommt, gibt es vielleicht einen kleinen Skandal. Aber gegen das Gesetz ist so etwas nicht. Es liegt vielmehr im Trend der Zeit. Außerdem reden wir hier nicht von Balzac oder Murasaki Shikibu. Wir nehmen uns nur den löchrigen Text einer Oberschülerin vor und versuchen ein ordentliches Werk daraus zu machen. Was soll daran verboten sein? Ist doch prima, wenn das fertige Buch gut ist und zahlreiche Leser sich daran erfreuen, oder nicht?«

Tengo dachte über Komatsus Erklärung nach. »Es gibt zwei Probleme«, sagte er nachdrücklich. »Natürlich sind es noch viel mehr, aber nehmen wir vorläufig mal diese beiden. Erstens: Wird Fukaeri, die ja die Autorin ist, Änderungen von anderer Hand akzeptieren? Wenn sie Nein sagt, kommen wir sowieso keinen Schritt weiter. Gesetzt den Fall, sie ist einver-

standen, stellt sich die zweite Frage: Wird es mir wirklich gelingen, ihre Geschichte angemessen zu bearbeiten? So eine Zusammenarbeit kann höchst kompliziert sein und funktioniert nicht so leicht, wie Sie sich das vielleicht vorstellen, Herr Komatsu.«

»Du kannst das«, sagte Komatsu wie aus der Pistole geschossen, als habe er diesen Einwand vorausgesehen. »Daran habe ich keinen Zweifel. Dieser Gedanke ist mir sofort gekommen, als ich ›Die Puppe aus Luft‹ angefangen habe. *Das muss Tengo bearbeiten*, sagte ich mir. Das ist genau die richtige Geschichte für Tengo. Sie schreit geradezu danach, von dir redigiert zu werden. Findest du nicht?«

Tengo schüttelte nur den Kopf. Ihm fehlten die Worte.

»Wir haben keine Eile«, sagte Komatsu ruhig. »Die Sache ist wichtig. Du kannst sie dir zwei oder drei Tage lang überlegen. Lies ›Die Puppe aus Luft‹ noch einmal. Ich möchte, dass du gut über meinen Vorschlag nachdenkst. Ach ja, und das gebe ich dir auch.«

Komatsu zog einen braunen Umschlag aus seinem Jackett und überreichte ihn Tengo. Es waren zwei gewöhnliche Farbfotos darin. Beide von einem Mädchen. Das eine zeigte sie bis zur Brust, das andere ganz. Sie schienen kurz hintereinander aufgenommen worden zu sein. Sie stand vor irgendeiner Treppe. Einer breiten Steintreppe. Sie hatte klassisch schöne Züge und langes glattes Haar. Eine weiße Bluse. Sie war klein und zierlich. Ihre Lippen lächelten bemüht, aber ihre Augen widersetzten sich. Zu ernste Augen. Augen, die etwas suchten. Tengo schaute eine Weile zwischen den beiden Bildern hin und her. Er wusste nicht warum, aber die Fotos erinnerten ihn an sich selbst, als er in diesem Alter gewesen war. Und er verspürte ein leichtes Ziehen in der Brust. Es war ein ganz eigener

Schmerz, den er schon länger nicht mehr gespürt hatte. Der Anblick des Mädchens schien ihn aufzuwecken.

»Das ist Fukaeri«, sagte Komatsu. »Ziemlich hübsch. Außerdem ist sie der adrette Typ. Siebzehn Jahre alt. Nichts an ihr auszusetzen. Ihr richtiger Name lautet Eriko Fukada. Aber den geben wir nicht heraus. Wir bleiben bis zum Schluss bei Fukaeri. Falls sie den Akutagawa-Preis bekommt, gibt das Gesprächsstoff, meinst du nicht? Die Presseleute werden sie umflattern wie Motten das Licht. Das Buch wird sich von Anfang an verkaufen.«

Tengo fragte sich verwundert, wo Komatsu die Fotos wohl herhatte. Den eingereichten Manuskripten wurden eigentlich keine Fotografien beigelegt. Aber er entschied sich, ihn nicht danach zu fragen. Manchmal wollte man eine Antwort gar nicht wissen.

»Du kannst sie behalten. Vielleicht nutzen sie dir was«, sagte Komatsu. Tengo steckte die Fotos in den Umschlag zurück und legte ihn auf das Manuskript von »Die Puppe aus Luft«.

»Ich habe so gut wie keine Ahnung von geschäftlichen Dingen, Herr Komatsu. Aber mit gesundem Menschenverstand betrachtet, ist das ein ziemlich riskanter Plan. Hat man eine solche Lüge einmal in die Welt gesetzt, muss man sie für alle Ewigkeit aufrechterhalten. Man darf sich nie widersprechen. Aus psychologischer Sicht und auch in der Praxis dürfte das nicht so leicht sein. Sobald jemand irgendwo einen Fehler macht, kann das allen Beteiligten den Hals brechen. Meinen Sie nicht?«

Komatsu zog eine neue Zigarette hervor und steckte sie an. »Natürlich. Was du sagst, hat Hand und Fuß. Der Plan ist wirklich riskant. Im Augenblick gibt es noch zu viele Unsi-

cherheitsfaktoren. Niemand weiß, was alles passieren kann. Wir machen einen Fehler, und damit ist alles zunichte. Das ist mir klar. Aber jenseits aller Bedenken sagt mir mein Instinkt: Mach weiter! Eine solche Chance bekommst du nicht alle Tage. Bisher hatte ich sie jedenfalls noch nie. Und wahrscheinlich werde ich sie auch nie wieder haben. Vielleicht ist das kein passender Vergleich, aber wir haben ein Blatt mit lauter Trümpfen in der Hand und dazu massenweise Jetons. Alle Voraussetzungen stimmen. Wenn wir jetzt die Gelegenheit verpassen, werden wir es später bereuen.«

Schweigend musterte Tengo Komatsu, auf dessen Gesicht sich ein unheilverkündendes Grinsen ausbreitete.

»Das Wichtigste ist, dass wir alles tun, um ›Die Puppe aus Luft‹ in eine richtig gut geschriebene Geschichte zu verwandeln. Dass sie wird, wie sie sein sollte. Hierin liegt eine große Aufgabe. Jemand muss sich der Sache in kompetenter Weise annehmen. Das findest du doch im Grunde deines Herzens auch. Habe ich recht? Wir müssen dieses Projekt mit vereinten Kräften und mit unseren jeweiligen Fähigkeiten in Angriff nehmen. Es ist doch nichts Anrühiges dabei, einen Beweggrund zu haben.«

»Aber, Herr Komatsu, Sie können Gründe und Rechtfertigungen anbringen, soviel Sie wollen, es ist und bleibt Betrug. Es mag sein, dass ein Beweggrund keine Schande ist, aber dabei kommt doch nichts heraus. Man muss hintenrum agieren. Wenn Ihnen das Wort Betrug nicht passt, dann ist es eben eine unlautere Tat. Selbst wenn wir damit nicht gegen das Gesetz verstoßen, bleibt noch immer die Frage der Moral. Wenn ein Redakteur ein Werk dahingehend manipuliert, dass es einen Preis bekommt, den seine eigene Zeitschrift vergibt, würde man das im Börsenjargon ein Insidergeschäft nennen, oder?«

»Die Literatur kann man nicht mit dem Aktienmarkt vergleichen. Das ist etwas völlig anderes.«

»In welcher Hinsicht zum Beispiel?«

»Also, beispielsweise lässt du einen bedeutenden Umstand außer Acht«, sagte Komatsu. Vergnügt verzog er den Mund zu nie dagewesener Größe und Breite. »Besser gesagt, du willst ihn nicht sehen. Du hast ja selbst schon gesagt, dass du es *gern machen würdest*. Gefühlsmäßig bist du der Bearbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ gar nicht abgeneigt. Das weiß ich genau. Risiko und Moral hin oder her, du sehnst dich geradezu danach, ›Die Puppe aus Luft‹ jetzt und mit deinen eigenen Händen zu bearbeiten. Du kannst es kaum aushalten, so gern möchtest du selbst etwas daraus machen. Und genau das ist der Unterschied zwischen Literatur und Aktienmarkt. In der Literatur gibt es im Guten wie im Schlechten Beweggründe, die nichts mit Geld zu tun haben. Am besten gehst du jetzt mal nach Hause und machst dir deine wahren Gefühle klar. Stell dich vor den Spiegel und sieh dir selbst genau ins Gesicht. Es steht deutlich darin geschrieben.«

Tengo hatte plötzlich das Gefühl, dass die Luft um ihn herum dünner wurde. Er schaute sich kurz um. War wieder eine seiner Visionen im Anzug? Nein, das waren nicht die Symptome. Tengo zog ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wie kam es nur, dass Komatsu mit dem, was er sagte, immer richtig lag?

KAPITEL 3

Aomame

Einige Dinge, die sich verändert haben

Aomame stieg auf Strümpfen die schmale Treppe hinunter. Der Wind blies heulend um die offene Treppe. Ihr Minirock war eng, aber bisweilen fuhr ein heftiger Windstoß darunter und blähte ihn wie das Segel einer Yacht, sodass sie fast abhob und ins Schwanken geriet. Sie umklammerte das Geländer und stieg Stufe für Stufe rückwärts hinunter. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um sich die Haare aus dem Gesicht zu streichen oder den Riemen ihrer Umhängetasche zurechtzurücken.

Unter ihr verlief die Nationalstraße 246. Das Tosen der Stadt – Motorenlärm und Gehupe, Polizeisirenen, Marschmusik aus einem Propagandawagen rechtsgerichteter Aktivisten, Schlagbohrer, die irgendwo Beton zertrümmerten – umgab sie. Es drang in einem Radius von 360 Grad von oben, von unten und aus allen Richtungen auf sie ein, segelte tanzend mit dem Wind und erzeugte in ihr (nicht dass sie es hören wollte, aber sie konnte ihre Ohren ja nicht verschließen) allmählich eine Übelkeit, die sich fast wie Seekrankheit anfühlte.

Nach einer Weile gelangte sie auf der Treppe an einen breiten Steg, der zur Autobahn zurückführte. Aomame stieg weiter geradeaus nach unten.

Gegenüber, von der offenen Treppe durch eine Straße getrennt, stand ein vierstöckiges kleines Wohnhaus. Es war ein

solides, neues Gebäude aus braunen Backsteinen. Die Balkone zeigten in Aomames Richtung, doch alle Fenster waren fest geschlossen und Vorhänge oder Rollläden zugezogen. Wie konnte man Balkone so positionieren, dass die Leute die Stadtautobahn direkt vor der Nase hatten? Als ob dort jemand seine Bettwäsche trocknen oder bei einem Gin Tonic den abendlichen Verkehrsstau betrachten würde. Und dennoch waren auf einigen der Balkone Wäscheleinen aus Nylon gespannt. Auf einem standen Gartenstühle und sogar ein Gummibaum. Er war fast hinüber und verblasst. Die Blätter waren welk und hatten braune Stellen. Aomame konnte nicht umhin, Mitgefühl für ihn zu empfinden. Sollte sie einmal wiedergeboren werden, dann bloß nicht als eine solche Topfpflanze.

Die Treppe schien normalerweise kaum benutzt zu werden, und überall hatten Spinnen ihre Netze gespannt, in denen die schwarzen Tierchen hingen und geduldig auf ihre kleine Beute warteten. Auch für ein Dasein als Spinne hätte ihr definitiv die Geduld gefehlt. Ein Lebensstil, zu dem man keine Fähigkeiten brauchte außer der, ein Netz zu spannen und reglos darin zu sitzen, war keine Alternative. Das Leben ging dahin, indem man an einer Stelle hockte und auf Beute lauerte, schließlich vertrocknete und starb. Es war in ihren Genen angelegt. Die Spinnen kannten keine Zweifel, keine Verzweiflung und keine Reue. Metaphysische Fragen und moralische Bedenken waren ihnen wahrscheinlich fremd. Aber ich muss es anders machen, dachte Aomame. Ich muss auf mein Ziel zusteuern, deshalb klettere ich irgendwo in Sangenjaya allein auf einer blöden Eisentreppe von der Stadtautobahn Nr. 3 und zerreiße mir die Strümpfe. Dabei wische ich irgendwelche Spinnweben beiseite und starre staubige Gummibäume auf idiotischen Balkonen an. Ich bewege mich, also bin ich.

Während Aomame weiter die Treppe hinunterstieg, musste sie an Tamaki Otsuka denken. Sie wollte es nicht, aber als der Gedanke an ihre beste Freundin sich einmal in ihrem Kopf festgesetzt hatte, konnte sie nicht mehr aufhören. Tamaki und sie waren zusammen auf der Oberschule gewesen und hatten zum gleichen Softball-Team gehört. Sie hatten viel zusammen erlebt. Einmal waren sie sich sogar sexuell nahegekommen. Damals – es war auf einer Reise in den Sommerferien gewesen – hatten sie nur noch ein Zimmer mit einem französischen Bett bekommen, indem sie gemeinsam schliefen. In diesem Bett hatten sie sich gegenseitig überall berührt. Aber lesbisch waren die beiden jungen Frauen nicht, nur neugierig. Es war eher ein Experiment in diese Richtung gewesen. Damals hatte keine von ihnen einen Freund oder überhaupt sexuelle Erfahrungen gehabt. Die Ereignisse jener Nacht waren Aomame bis heute als eine »außergewöhnliche, aber höchst interessante« Episode in ihrem Leben im Gedächtnis geblieben. Doch als Aomame jetzt, während sie die offene Eisentreppe hinunterstieg, an die Berührung von Tamakis Körper dachte, breitete sich in ihrem Inneren eine gewisse Hitze aus. Zu ihrer Verwunderung erinnerte sich Aomame auch jetzt noch ganz deutlich an Tamakis ovale Brustwarzen, ihr feines Schamhaar, die hübsche Rundung ihres Hinterns und die Form ihrer Klitoris.

Während sie ihren lebhaften Erinnerungen nachhing, erklang in ihrem Kopf als Hintergrundmusik das volltönende festliche Unisono der Bläser aus Janáčeks *Sinfonietta*. Sacht streichelte sie über Tamaki Otsukas geschwungene Taille. Anfangs hatte Tamaki noch gesagt, es kitzle, doch dann hörte sie auf zu kichern. Ihre Atmung veränderte sich. Das Stück war ursprünglich als Fanfare für ein Sportfest komponiert worden. Mit der Musik strich sanft der Wind über die grünen böhmi-

schen Wiesen. Aomame spürte, wie Tamakis Brustwarzen sich versteiften. Die Pauken ertönten in einer komplizierten raschen Tonfolge.

Aomame blieb stehen und schüttelte mehrmals leicht den Kopf. Sie durfte an einem Ort wie diesem nicht an solche Dinge denken. Sie musste sich auf den Abstieg konzentrieren. Aber sie konnte nicht aufhören. Eine nach der anderen erschienen die Szenen von damals vor ihrem inneren Auge. Ganz deutlich, ganz frisch. Die Sommernacht, das nicht sehr breite Bett, der leichte Geruch von Schweiß. Die ausgesprochenen Worte. Die unausgesprochenen Gefühle. Die vergessenen Versprechen. Das ungestillte Verlangen. Die Sehnsucht, die ihr Ziel verloren hatte. Ein Windstoß ergriff ihr Haar und schlug es ihr peitschend ins Gesicht. Der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Und der nächste Windstoß trocknete sie.

Aomame überlegte, wann all das gewesen war. Aber die Zeit hatte sich in ihrem Gedächtnis verirrt und glich nur einem Gewirr aus losen Fäden. Ihre Achse war verlorengegangen, und vorher, nachher, links oder rechts waren durcheinandergeraten. Die Reihenfolge der Schubladen war vertauscht worden. Sie konnte sich nicht mehr an Dinge erinnern, an die sie sich eigentlich hätte erinnern sollen. Sie befand sich im April des Jahres 1984. Geboren war sie – ja, genau – 1954. So weit konnte sie sich erinnern. Aber auch solche fest eingepprägten Daten verloren in Aomames Bewusstsein rapide an Substanz. Sie sah vor sich, wie der starke Wind weiße Karten mit aufgedruckten Jahreszahlen aufwirbelte und in alle Himmelsrichtungen verstreute. Rennend versuchte sie wenigstens eine von den vielen zu erhaschen. Aber der Wind war zu stark. Und die Zahl der Karten zu groß. 1954, 1984, 1645, 1881, 2006, 771,

2041 ... Eine Jahreszahl nach der anderen wurde davongeweht. Ihre systematische Reihenfolge ging verloren, Wissen wurde gelöscht, und die Treppe der Ideen brach unter ihren Füßen ein.

Aomame und Tamaki lagen im selben Bett. Beide waren siebzehn und genossen die ihnen gewährte Freiheit in vollen Zügen. Für beide war es die erste Reise allein mit einer Freundin. Das versetzte sie in Aufregung. Sie stiegen ins heiße Bad und teilten sich eine Dose Bier aus dem Kühlschrank. Dann löschten sie das Licht und sprangen ins Bett. Anfangs tobten sie nur herum und berührten einander halb im Scherz. Doch irgendwann streckte Tamaki die Hände aus und streichelte sacht Aomames Brustwarzen durch das ziemlich dünne T-Shirt, das sie anstelle eines Schlafanzugs trug. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch Aomames Körper. Kurz darauf zogen die beiden T-Shirts und Unterwäsche aus. Sie waren nun nackt. Es war eine Sommernacht. Wo waren sie damals nur hingefahren? Aomame konnte sich nicht erinnern. Egal, irgendwohin eben. Keine von beiden sagte ein Wort, während sie gegenseitig ihre Körper erkundeten. Schauen, berühren, streicheln, lecken. Halb im Spaß, halb im Ernst. Tamaki war klein und zugegebenermaßen ein wenig rundlich. Ihre Brüste waren üppig. Aomame war eher muskulös, groß und schlank mit kleinen Brüsten. Tamaki redete dauernd davon, eine Diät machen zu müssen. Aber Aomame fand sie hübsch, wie sie war.

Tamaki hatte zarte, feinporige Haut. Ihre Brustspitzen wölbten sich zu einer wunderschönen Ellipse. Sie erinnerten an Oliven. Sie hatte seidiges, feines Schamhaar, weich wie Weidenkätzchen. Aomames Schamhaar war borstig und struppig. Die beiden lachten über diese Unterschiede. Sie betasteten die

winzigsten Stellen und tauschten sich darüber aus, wie empfindlich diese waren. Bei einigen stimmte die Empfindsamkeit überein, bei anderen nicht. Mit ausgestrecktem Finger rieben sie einander die Klitoris. Beide hatten Erfahrung im Masturbieren. Eine Menge Erfahrung. Doch dies fühlte sich ganz anders an, als sich selbst zu berühren, fanden sie. Sacht strich der Wind über die grünen böhmischen Wiesen.

Wieder blieb Aomame stehen und schüttelte den Kopf. Sie holte tief Luft und umklammerte das Gelände noch fester. Sie musste aufhören, an diese Dinge zu denken. Und sich auf ihren Abstieg konzentrieren. Wahrscheinlich hatte sie inzwischen über die Hälfte geschafft. Doch warum herrschte nur dieser schreckliche Lärm? Und warum war der Wind so stark? Fast als würde er sie angreifen oder bestrafen.

Und was sollte sie sagen, falls unten jemand stand und fragte, was sie dort zu suchen habe und wer sie sei? »Auf der Autobahn ist ein Stau, und ich habe die Treppe genommen, weil ich einen furchtbar dringenden Termin einhalten muss.« Würde das genügen? Sie könnte Unannehmlichkeiten bekommen. Und das wollte Aomame um jeden Preis vermeiden. Vor allem heute.

Als sie unten ankam, war glücklicherweise niemand da, der sie hätte zurechtweisen können. Zuerst nahm sie ihre Schuhe aus der Tasche und zog sie an. Am unteren Ende der Treppe und zwischen den beiden Fahrbahnen der Nationalstraße 246 befand sich ein überdachter eingezäunter Abstellplatz für Baumaterialien. Auf der blanken Erde lagen ein paar Eisenstangen, die wahrscheinlich bei irgendwelchen Arbeiten übrig geblieben waren. Man hatte sie dort hingeworfen, und mittlerweile waren sie verrostet. In einer Ecke lagen unter einer Plas-

tikabdeckung drei Säcke. Es war nicht zu erkennen, was sie enthielten, aber offenbar sollten sie nicht vom Regen durchnässt werden. Auch sie schienen bei Bauarbeiten übrig geblieben zu sein. Wahrscheinlich hatte man sie einfach liegen lassen, weil es zu mühsam war, sie einzeln wegzuschaffen. Unter der Abdeckung standen noch mehrere große alte Pappkartons. PET-Flaschen und Mangahefte lagen auf dem Boden herum. Sonst nichts. Ein paar Plastiktüten tanzten ziellos im Wind.

Der Ausgang bestand aus einem hohen Maschendrahttor, das mehrfach mit einer Kette und einem schweren Vorhängeschloss gesichert und oben mit Stacheldraht umwickelt war. Es sah nicht so aus, als könne sie darübersteigen. Sie würde sich nur ihr Kostüm völlig zerfetzen. Probeweise rüttelte sie an dem Tor, aber es rührte sich nicht. Es gab nicht einmal einen Spalt, der breit genug für eine Katze gewesen wäre. Du liebe Güte, warum musste man dieses Tor dermaßen verrammeln? Was gab es hier schon zu klauen oder zu zerstören? Aomame verzog das Gesicht, fluchte und spuckte auf den Boden. Verdammst, jetzt hatte sie sich mühsam von der Straße hier heruntergearbeitet, nur um auf diesem Abstellplatz festzusitzen. Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Etwas Zeit blieb ihr noch. Aber die konnte sie nicht ewig auf dieser Müllkippe verträdeln. Um zur Autobahn zurückzugehen, war es natürlich auch zu spät.

Ihre Strümpfe waren an den Fersen zerrissen. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass niemand sie sah, entledigte sie sich ihrer Schuhe, schob den Rock hoch und zerzte sich die Strumpfhose von den Beinen. Sie zog die Schuhe wieder an. Die durchlöchernte Strumpfhose stopfte sie in die Tasche. Sie fühlte sich etwas erleichtert. Dann schritt sie das Grundstück ab und nahm alles genau in Augenschein. Es hatte etwa die Größe eines Klassenzimmers in einer Grundschule. Ihr Rund-

gang dauerte nicht lange. Es gab tatsächlich nur den einen Ausgang. Das fest verschlossene Maschendrahttor. Der Zaun, der das Grundstück umgab, war aus leichtem Material, aber dennoch fest verankert. Ohne Werkzeug war da nichts zu machen. Aussichtslos.

Sie inspizierte die Pappkartons unter dem Plastikdach, und ihr wurde klar, dass es Schlafplätze waren. Mehrere zerschlossene, aber noch gar nicht so alte Decken lagen dort zusammengerollt. Wahrscheinlich übernachteten hier ein paar Obdachlose. Deshalb lagen auch die PET-Flaschen und Zeitschriften herum. Kein Zweifel. Aomame ließ ihren Verstand arbeiten. Wenn sie hier übernachteten, musste es irgendwo ein Loch geben, durch das sie hinein- und hinaus schlüpfen. Diese Leute beherrschten die Kunst, Plätze ausfindig zu machen, an denen sie vor Regen und Wind geschützt waren, ohne gesehen zu werden. Und wie das Wild sicherten sie sich geheime Pfade, die nur sie kannten.

Sorgfältig und Stück für Stück untersuchte Aomame die Pfosten des Zauns. Drückte fest mit der Hand dagegen, um zu prüfen, ob sie nachgaben. Wie vermutet entdeckte sie eine Stelle, an der ein Bolzen locker war und der Pfosten wackelte. Sie bewegte ihn hin und her. Wenn man ihn in einem bestimmten Winkel leicht nach innen zog, entstand eine Lücke, durch die ein Mensch hindurchschlüpfen konnte. Vermutlich kamen hier die Obdachlosen herein, wenn es dunkel wurde, um ungestört unter dem Dach zu übernachten. Wahrscheinlich bekämen sie Ärger, wenn man sie innerhalb des Zauns entdeckte, also hielten sie sich tagsüber draußen auf und suchten sich etwas zu essen, sammelten leere Flaschen oder verdienten sich ein bisschen Kleingeld. Aomame war ihren namenlosen nächtlichen Hausherren dankbar. Jetzt, wo sie sich

selbst heimlich und namenlos hinter den Kulissen der großen Stadt bewegte, empfand sie sich als deren Verbündete.

Sie bückte sich und glitt durch den engen Spalt hinaus. Dabei nahm sie sich sehr in Acht, um nicht mit ihrem teuren Kostüm an etwas Spitzem hängen zu bleiben und es zu zerreißen. Es war schließlich das einzige, das sie besaß. Normalerweise trug sie keine Kostüme oder so etwas. Und auch keine hohen Absätze. Doch *Aufträge wie dieser* erforderten eine förmliche Garderobe. Auf keinen Fall durfte sie ihr kostbares Kostüm ruinieren.

Glücklicherweise war auch außerhalb des Zauns kein Mensch. Nachdem Aomame ihre Kleidung inspiziert und ihre Gelassenheit zurückgewonnen hatte, überquerte sie an einer Ampel die 246, betrat eine Drogerie, die ihr dort ins Auge fiel, und kaufte sich eine neue Strumpfhose. Sie bat die Verkäuferin, sie sich hinten im Laden anziehen zu dürfen. Das stellte ihr Wohlbefinden einigermaßen wieder her. Fast hatte sie sich gefühlt, als habe sie zu viel getrunken. Aber auch die restliche Übelkeit in ihrem Magen hatte sich nun ganz verflüchtigt. Aomame bedankte sich bei der Verkäuferin und verließ die Drogerie.

Der Verkehr auf der Nationalstraße 246 war viel dichter als gewöhnlich. Vielleicht hatte sich die Nachricht von dem Unfall und Stau auf der Stadtautobahn verbreitet. Aomame beschloss, auf ein Taxi zu verzichten und an der nächsten Station in die Tokyu-Tamagawa-Linie zu steigen. Das war zweifellos das Beste. Bloß nicht mehr im Taxi in einen Stau geraten.

Am Bahnhof Sanganjaya lief ein Polizist mit raschen Schritten an ihr vorbei. Eine kurze Anspannung ergriff Aomame, aber der hochgewachsene junge Mann schien es eilig zu haben und rannte weiter geradeaus, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Ihr fiel auf, dass seine Polizeiuniform sich von der übli-

chen unterschied. Es war nicht die, die ihr vertraut war. Die Jacke war zwar vom gleichen Dunkelblau, aber ihr Schnitt war anders. Zwangloser und sportlicher. Nicht so steif wie sonst. Auch der Stoff schien weicher. Der Kragen war kleiner und das Blau etwas heller. Außerdem trug er einen anderen Typ Waffe an der Hüfte, eine große Automatikpistole. Eigentlich war die japanische Polizei mit Revolvern ausgerüstet. In Japan, wo Verbrechen mit Schusswaffen extrem selten waren, reichten altmodische Revolver mit sechs Kammern völlig aus, da die Polizei kaum je in einen Schusswechsel verwickelt wurde. Revolver waren einfach gebaut und preiswert, zu Defekten kam es selten, und die Wartung war nicht aufwendig. Doch aus irgendeinem Grund trug dieser Polizist ein neues halbautomatisches 9-mm-Modell, mit dem man sechzig Schuss abfeuern konnte. Vielleicht eine Glock oder eine Beretta. Irgendetwas musste geschehen sein. Hatten sich Uniformvorschriften und Bewaffnung geändert, ohne dass sie etwas davon mitbekommen hatte? Nein, das konnte eigentlich nicht sein. Aomame legte viel Wert auf eine genaue Zeitungslektüre. Hätte eine solche Änderung stattgefunden, wäre groß darüber berichtet worden. Außerdem zollte sie Polizisten stets besondere Aufmerksamkeit. Bis heute Morgen, also bis vor ganz kurzer Zeit, hatten sie die gewohnte steife Uniform und die üblichen plumphen Revolver getragen. Daran konnte sie sich ganz genau erinnern. Seltsam.

Aber sie hatte nicht die Zeit, weiter darüber nachzudenken. Sie hatte einen Auftrag zu erledigen.

Aomame verstaute ihren Mantel in einem Schließfach am Bahnhof Shibuya und eilte dann zu Fuß den Hang zum Hotel hinauf. Es war ein Mittelklasse-Hotel, nicht sonderlich luxuriös, aber einigermaßen sauber, gut ausgestattet und ohne

zweilichtige Gäste. Im Parterre befand sich ein Restaurant, und einen Supermarkt gab es auch. Außerdem war es in der Nähe des Bahnhofs gelegen.

Vom Hoteleingang ging sie direkt zu den Toiletten. Glücklicherweise war niemand dort. Als Erstes setzte sie sich und urinierte ausgiebig. Sie schloss die Augen und lauschte, ohne an etwas zu denken, dem Plätschern ihres eigenen Urins, als sei es fernes Meeresrauschen. Anschließend trat sie an ein Waschbecken, wusch sich die Hände gründlich mit Seife, bürstete sich die Haare und schnäuzte sich die Nase. Sie holte Zahnbürste und Zahnpasta hervor und putzte sich rasch die Zähne. Für Zahnseide fehlte ihr die Zeit. Sie brauchte es ja auch nicht zu übertreiben, schließlich handelte es sich nicht um ein Rendezvous. Sie sah in den Spiegel, legte etwas Lippenstift auf und strich sich die Brauen glatt. Dann zog sie die Kostümjacke aus, rückte die Bügel ihres BHs zurecht, strich ihre weiße Bluse glatt, prüfte, ob sie unter den Achseln nach Schweiß roch. Kein Geruch. Anschließend schloss sie die Augen und sprach wie immer ein Gebet. Die Worte an sich hatten keinerlei Bedeutung. Ihr Inhalt spielte keine Rolle. Das Beten selbst war das Wichtige.

Als sie damit fertig war, öffnete sie die Augen und betrachtete sich im Spiegel. Alles in Ordnung. In jeder Hinsicht die perfekte Geschäftsfrau. Sie straffte die Schultern und zog die Mundwinkel hoch. Nur ihre große bauchige Umhängetasche wirkte ein wenig fehl am Platz. Sie hätte wohl besser ein flaches Attachéköffertchen tragen sollen. Aber abgesehen davon sah sie äußerst professionell aus. Zur Sicherheit überprüfte sie noch einmal den Inhalt ihrer Tasche. Kein Problem. Alles war an Ort und Stelle, ganz wie es sein sollte. Griffbereit.

Nun musste sie das, was sie vorhatte, nur noch in die Tat

umsetzen. Sie musste mit unerschütterlicher Überzeugung und Erbarmungslosigkeit zuschlagen. Ohne zu zögern. Aomame öffnete den obersten Knopf ihrer Bluse, damit man ihr, wenn sie sich vorbeugte, leichter in den Ausschnitt blicken konnte. Ein größerer Busen wäre wahrscheinlich wirksamer, dachte sie mit leichtem Bedauern.

Unbemerkt fuhr sie mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock, ging durch den Flur und fand sogleich die Tür von Zimmer 426. Sie nahm ein Klemmbrett, das sie für diesen Zweck vorbereitet hatte, aus ihrer Tasche, drückte es an die Brust und klopfte kurz und sacht an die Tür. Sie wartete einen Moment. Dann klopfte sie noch einmal. Ein wenig stärker und lauter. Aus dem Inneren ertönte eine nervöse Stimme, und die Tür öffnete sich ein wenig. Ein etwa vierzigjähriger Mann erschien. Er trug ein marineblaues Oberhemd und graue Flanellhosen. Er machte den Eindruck eines Geschäftsmanns, der Anzugjacke und Krawatte kurzfristig abgelegt hatte. Er hatte gerötete Augen, und sein Blick war gereizt. Wahrscheinlich Schlafmangel. Überrascht musterte er Aomame in ihrem Kostüm. Vielleicht hatte er ein Zimmermädchen erwartet, das zum Auffüllen des Kühlschranks kam.

»Entschuldigen Sie die Störung. Mein Name ist Ito, ich komme von der Hotelleitung. Wir haben ein Problem mit der Klimaanlage, dem wir nachgehen müssen. Dürfte ich Sie für etwa fünf Minuten in ihrem Zimmer stören?«, sagte Aomame in resolutem Ton und lächelte liebenswürdig.

Der Mann kniff verärgert die Augen zusammen. »Ich habe etwas Dringendes zu tun. Ich werde das Zimmer in etwa einer Stunde räumen. Könnten Sie so lange warten? Außerdem scheint die Klimaanlage problemlos zu funktionieren.«

»Es tut mir sehr leid, aber es handelt sich um eine dringende Sicherheitsmaßnahme in Zusammenhang mit einem Kurzschluss, und wir möchten sie möglichst rasch zu Ende führen. Daher mache ich diese Runde durch alle Zimmer. Es dauert nur fünf Minuten.«

»Da kann man wohl nichts machen«, sagte der Mann. Er schnalzte ärgerlich mit der Zunge. »Das hat man davon, wenn man sich eigens ein Hotelzimmer nimmt, um ungestört arbeiten zu können.«

Er deutete auf den Stapel Dokumente auf dem Schreibtisch. Es waren eng mit Tabellen bedruckte Computerblätter. Vermutlich bereitete er das für seine Konferenz am Abend nötige Material vor. Daneben lagen ein Taschenrechner und ein Notizblock, auf dem sich eine Menge Zahlen aneinanderreiheten.

Aomame wusste, dass der Mann im Ölgeschäft war. Er war auf Investitionen im Nahen Osten spezialisiert. Nach ihren Informationen war er ein herausragender Experte auf diesem Gebiet. Man merkte es an seinem Auftreten. Er war wohlgezogen, hoch bezahlt und fuhr einen neuen Jaguar. Er hatte eine privilegierte Kindheit gehabt, im Ausland studiert, sprach gut Englisch und Französisch und besaß in jeder Hinsicht großes Selbstvertrauen. Außerdem gehörte er zu jenem Typ Mensch, der es nicht ertragen kann, wenn andere etwas von ihm verlangen. Ebenso wenig konnte er Kritik vertragen. Schon gar nicht, wenn sie von einer Frau kam. Selbst etwas von anderen zu verlangen machte ihm nichts aus. Auch seine Frau mit einem Golfschläger zu verprügeln und ihr mehrere Rippen zu brechen verursachte ihm keinerlei Unbehagen. Die ganze Welt, für deren Zentrum er sich hielt, kreiste um ihn. Er glaubte, ohne ihn würde die Erde aufhören, sich zu drehen. Wenn jemand seine Pläne störte oder ablehnte, geriet er außer

sich vor Wut. Dann brannten sämtliche Sicherungen bei ihm durch.

»Entschuldigen Sie die Umstände«, sagte Aomame mit freundlichem geschäftsmäßigem Lächeln. Um ihn vor vollendete Tatsachen zu stellen, schob sie ihren Körper zur Hälfte ins Zimmer, nahm das Klemmbrett und schrieb mit Kugelschreiber etwas darauf, während sie die Tür mit dem Rücken aufhielt. »Sie sind Herr Miyama, nicht wahr?«, fragte sie. Sie hatte sich immer wieder ein Foto von ihm angesehen und kannte sein Gesicht. Aber sich zu vergewissern, dass sie nicht den Falschen vor sich hatte, konnte nicht schaden. Eine Verwechslung wäre nicht wiedergutzumachen.

»Miyama, ganz recht«, sagte der Mann in unhöflichem Ton. Er seufzte gereizt. Sie machen ja ohnehin, was Sie wollen, sollte das vermutlich heißen. Dann setzte er sich mit dem Kugelschreiber in der Hand wieder an den Schreibtisch und nahm sich das Dokument vor, in dem er zu lesen begonnen hatte. Seine Anzugjacke und seine gestreifte Krawatte hatte er achtlos auf das gemachte Bett geworfen. Beides sah ziemlich teuer aus.

Ihre Tasche über der Schulter, steuerte Aomame geradewegs auf den Schrank zu, in dem sich, wie sie zuvor in Erfahrung gebracht hatte, die Schalter für die Klimaanlage befanden. Es hingen ein Trenchcoat aus weichem Material und ein flauschiger grauer Kaschmirschal darin. Mehr Gepäck als eine lederne Aktentasche hatte der Mann nicht. Keine Kleider zum Wechseln, kein Kulturbeutel. Wahrscheinlich hatte er nicht die Absicht, hier zu übernachten. Auf dem Tisch stand ein Kännchen Kaffee vom Zimmerservice. Nachdem sie dreißig Sekunden so getan hatte, als überprüfe sie die Schalter, wandte Aomame sich an Miyama.

»Vielen Dank für Ihr Verständnis, Herr Miyama. Mit der Anlage in Ihrem Zimmer ist alles in Ordnung.«

»Habe ich Ihnen doch gleich gesagt«, sagte Miyama in arrogantem Ton, ohne sich zu ihr umzuwenden.

»Herr Miyama, bitte entschuldigen Sie«, sagte Aomame schüchtern. »Aber Sie haben da etwas an Ihrem Nacken.«

Miyama fuhr sich mit der Hand in den Nacken, rieb und betrachtete dann argwöhnisch seine Handfläche. »Was soll da sein? Da ist nichts.«

»Verzeihen Sie vielmals«, sagte Aomame und näherte sich dem Tisch. »Wenn ich einmal aus der Nähe schauen dürfte?«

»Ja, machen Sie schon«, sagte Miyama mit ratloser Miene. »Was ist denn da?«

»Sieht aus wie hellgrüne Farbe.«

»Farbe?«

»Ich weiß nicht. Sieht so aus. Verzeihung, dürfte ich mal anfassen? Dann kann ich es vielleicht entfernen.«

»Na los.« Miyama beugte sich nach vorn und drehte Aomame seinen Nacken zu, den keine Haare verdeckten. Er schien gerade beim Friseur gewesen zu sein. Aomame atmete ein, hielt die Luft an, konzentrierte sich und suchte hastig *die Stelle*. Sacht drückte sie mit der Fingerspitze dagegen und überzeugte sich mit geschlossenen Augen, dass sie sie zweifelsfrei spürte. Genau hier. Natürlich hätte sie sich gern mehr Zeit genommen, aber das konnte sie sich nicht erlauben. Unter den gegebenen Umständen tat sie ihr Bestes.

»Entschuldigen Sie, aber könnten Sie bitte einen Moment in dieser Haltung bleiben? Ich habe ein Penlight in meiner Tasche. Bei der Beleuchtung hier im Zimmer kann ich es nicht richtig sehen.«

»Wie kommt denn Farbe an so eine Stelle?«, sagte Miyama.

»Ich weiß es nicht. Ich kümmere mich sofort darum.«

Ihren Finger an einem Punkt seines Nackens, zog Aomame ein Plastikkästchen aus ihrer Tasche, öffnete den Deckel und nahm einen in dünnes Tuch geschlagenen Gegenstand heraus. Als sie das Tuch mit einer Hand zurückschlug, kam eine Nadel zum Vorschein, die Ähnlichkeit mit einem winzigen Eispick hatte, wie sie in Bars verwendet werden. Sie war etwa zehn Zentimeter lang. Der Griff war aus stabilem Holz. Aber es war kein Werkzeug, um Eis zu zerstoßen. Aomame hatte die kleine Waffe selbst entworfen und angefertigt. Sie war spitz wie eine Nähnadel und scharf. Damit die Spitze nicht abbrach, steckte sie in einem kleinen Stück Korke. Sie hatte ihn auf eine besondere Weise behandelt, und er war weich wie Baumwolle. Behutsam zog sie ihn mit den Fingernägeln ab und ließ ihn in ihre Tasche gleiten. Dann zielte sie mit der entblößten Nadel auf *die Stelle* an Miyamas Nacken. Ruhig Blut, es geht ums Ganze, sagte Aomame zu sich selbst. Sie konnte es sich nicht erlauben, sich auch nur um einen Millimeter zu vertun. Die geringste Abweichung, und alles wäre umsonst gewesen. Höchste Konzentration war gefordert.

»Wie lange brauchen Sie denn noch? Wollen Sie ewig da rumfummeln?«, fragte der Mann ungeduldig.

»Entschuldigung. Ich bin gleich fertig«, antwortete Aomame.

Keine Sorge, in einer Sekunde ist alles vorbei, sagte sie im Geiste zu dem Mann. Gedulden Sie sich nur noch einen kleinen Augenblick. Danach brauchen Sie an gar nichts mehr zu denken: weder an den Trend der Ölpreise noch an den Vierteljahresbericht für die Investmentgruppe, noch daran, den Flug nach Bahrein zu buchen, nicht an irgendwelche Bestechungsgelder und auch nicht an ein Geschenk für Ihre Geliebte. Es ist

doch sicher beschwerlich, ständig all diese Dinge im Kopf haben zu müssen. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie noch einen Moment warten lasse. Aber stören Sie mich nicht, denn ich muss mich konzentrieren und mich ganz meiner Arbeit widmen. Bitte.

Als sie die Stelle verifiziert hatte und bereit war, hob sie die rechte Handfläche in die Luft, hielt den Atem an und ließ einen Moment verstreichen. Dann ließ sie die Hand abrupt fallen. Auf das hölzerne Heft der Nadel. Nicht allzu stark. Bei zu großem Kraftaufwand hätte die Nadel unter der Haut abbrechen können. Sie durfte aber die Nadelspitze nicht zurücklassen. Leicht, fast liebevoll, genau im richtigen Winkel und mit genau der richtigen Stärke, ließ sie die Handfläche auf das Heft der Nadel fallen. Ohne sich der Schwerkraft zu widersetzen, *zack*. Damit die feine Nadelspitze ganz natürlich von *der Stelle* aufgenommen wurde. Tief, glatt und tödlich. Worauf es ankam, waren der Winkel und die Art, in der sie die Kraft einsetzte – oder vielmehr, die Kraft nicht einsetzte. Wenn sie all das beherzigte, war das Übrige nicht schwerer, als eine Nadel in Tofu zu stecken. Die Nadelspitze drang ins Fleisch ein, stieß in einen bestimmten Teil unterhalb des Gehirns, und das Herz hörte auf zu schlagen. Es war, als bliese man eine Kerze aus. In einem Augenblick war alles vorbei. Fast zu schnell. Nur Aomame konnte das. Niemand sonst war imstande, diesen versteckten Punkt mit der Hand zu ertasten. Sie schon. Ihre Fingerspitzen besaßen diese besondere intuitive Gabe.

Sie hörte, wie der Mann nach Luft schnappte. Seine gesamte Muskulatur zog sich plötzlich zusammen. Nun zog sie die Nadel behutsam heraus und presste unverzüglich ein Stückchen Gaze, das sie in ihrer Tasche bereithielt, auf die Wunde, um zu verhindern, dass Blut austrat. Die Nadel war

sehr fein und der Stich eine Sache von einer Sekunde. Wenn überhaupt, blutete die Einstichstelle nur ganz leicht. Dennoch musste sie auf Nummer sicher gehen. Es durfte keine Spur von Blut zurückbleiben. Ein Tropfen konnte fatale Folgen haben. Wachsamkeit war Aomames Stärke.

Aus Miyamas kurzzeitig erstarrtem Körper wich langsam und allmählich die Spannung. Als würde man aus einem Basketball die Luft herauslassen. Den Zeigefinger auf den bewussten Punkt im Nacken des Mannes gedrückt, ließ Aomame seinen Körper vornüber auf den Tisch sinken, sodass sein Gesicht seitwärts auf den Dokumenten zu liegen kam. Seine Augen hatten sich zu einem überraschten Ausdruck gerundet. Als sei er bei seinem Ende Zeuge von etwas unfassbar Verwunderlichem geworden. Sein Blick drückte weder Angst noch Schmerz aus. Nur reines Erstaunen. Ihm war etwas sehr Ungewöhnliches zugestoßen. Aber was, das konnte er nicht begreifen. Nicht einmal, ob es sich um Schmerz, einen Juckreiz, Wohlbehagen oder irgendeine Offenbarung handelte, hätte er zu sagen gewusst. Es gibt viele Arten zu sterben auf der Welt, aber einen bequemeren Tod als diesen konnte es nicht geben.

Wahrscheinlich hattest du einen viel zu angenehmen Tod, dachte Aomame und verzog das Gesicht. Viel zu leicht. Ich hätte dir lieber mit einem Golfeisen zwei oder drei Rippen brechen, dir richtig wehtun und am Ende den Gnadentod gewährleisten sollen. Denn eine Ratte wie du verdient einen elenden Tod. Weil du genau das auch deiner Frau angetan hast. Bedauerlicherweise hatte ich nicht die Freiheit der Wahl. Mein Auftrag lautete, dich schnell und unauffällig, aber sicher ins Jenseits zu befördern. Und diesen Auftrag habe ich nun erfüllt. Gerade warst du noch am Leben. Aber jetzt bist du tot. Ohne es selbst

zu merken, hast du die Schwelle vom Leben zum Tod überschritten.

Genau fünf Minuten presste Aomame die Gaze auf die Wunde. Gewissenhaft und gerade so fest, dass ihr Finger keinen Abdruck hinterließ. Während der gesamten Zeit ließ sie den Sekundenzeiger ihrer Armbanduhr nicht aus den Augen. Es waren lange fünf Minuten. Sie kamen ihr vor wie eine Ewigkeit. Falls jetzt jemand die Tür öffnen, das Zimmer betreten und sehen würde, wie sie, die spitze gefährliche Waffe in der einen Hand, den Finger auf den Nacken des Mannes presste, wäre alles aus. Sie würde sich nicht herausreden können. Womöglich würde der Zimmerkellner das Kaffeekännchen abräumen wollen. Womöglich würde es gleich klopfen. Aber diese fünf Minuten waren entscheidend, und sie konnte sie nicht verkürzen. Um ihre Nerven zu beruhigen, atmete sie langsam und tief ein und aus. Sie durfte sich nicht hetzen. Durfte ihren kühlen Kopf nicht verlieren. Musste die harte, kaltblütige Aomame sein, die sie immer war.

Sie konnte ihren Herzschlag hören. In ihrem Geist ertönte im Gleichklang das Thema der Fanfare von Janáčeks *Sinfonietta*. Eine sanfte Brise strich lautlos über die grünen Felder von Böhmen. Sie merkte, dass ihre Gefühle gespalten waren. Einerseits drückte sie mit außergewöhnlicher Kaltblütigkeit ihren Finger in den Nacken des Toten. Auf der anderen Seite war sie jedoch völlig verängstigt. Am liebsten hätte sie alles stehen und liegen lassen und wäre aus dem Zimmer geflohen. Ich bin gleichzeitig hier und doch nicht hier, dachte sie. Ich bin an zwei Orten zugleich. Ich verstoße gegen Einsteins Theorie, aber da kann man nichts machen. Das ist das Zen des Mörders.

Endlich waren die fünf Minuten um. Doch Aomame fügte

sicherheitshalber noch eine hinzu. Noch eine Minute warten. Bei einem so wichtigen Auftrag konnte man nicht vorsichtig genug sein. Sie stand die fast endlose Minute stoisch durch. Dann zog sie behutsam den Finger zurück und untersuchte die Wunde mit ihrer Minitaschenlampe. Die Nadel hatte weniger Spuren hinterlassen als ein Mückenstich.

Ein durch das Eindringen der feinen Nadel in diesen speziellen Punkt unterhalb des Gehirns herbeigeführter Tod hatte die allergrößte Ähnlichkeit mit einem natürlichen Tod. Jeder normale Arzt würde das für gewöhnliches Herzversagen halten. Der Mann hatte, während er am Schreibtisch saß und arbeitete, plötzlich einen Herzinfarkt bekommen und war daran gestorben. Als Folge von Überarbeitung und Stress. Etwas Unnatürliches war nicht zu entdecken, ebenso wenig bestand die Notwendigkeit einer Obduktion.

Er war ein tüchtiger, vitaler Mann gewesen, hatte aber zu viel gearbeitet. Er hatte viel verdient, aber nun, da er tot war, nutzte ihm das auch nichts mehr. Auch wenn er einen Anzug von Armani trug und in einem Jaguar herumfuhr, war er letzten Endes eine Ameise. Arbeiten, nichts als arbeiten, und dann ein sinnloser Tod. Nicht lange, und es würde in Vergessenheit geraten, dass er überhaupt existiert hatte. Der Arme, er war noch jung, würden die Leute vielleicht sagen. Oder vielleicht auch nicht.

Aomame zog den Korke aus der Tasche und steckte die Spitze der Nadel hinein. Sie wickelte ihre zierliche Waffe wieder in das dünne Tuch und legte sie in das Hartschalenetui, das sie tief in ihrer Umhängetasche verstaute. Sie holte sich ein Handtuch aus dem Bad und wischte alle Fingerabdrücke im Zimmer sorgfältig ab. Nur auf dem Schaltbrett der Klima-

anlage und am Türknauf konnten welche sein. Sonst hatte sie nichts angefasst. Dann legte sie das Handtuch zurück. Sie räumte die Kaffeekanne und die Tasse auf das Tablett vom Zimmerservice und stellte es in den Gang. So würde der Kellner, der das Geschirr abholen kam, nicht an die Tür klopfen, und die Entdeckung der Leiche würde sich verzögern. Im günstigsten Fall würde sie erst nach dem Check-out am nächsten Tag gefunden werden, wenn das Zimmermädchen zum Säubern kam.

Das Nichterscheinen des Mannes zu der am Abend stattfindenden Konferenz würde eventuell dazu führen, dass man ihn auf seinem Zimmer anrief. Aber niemand würde abnehmen. Möglicherweise wäre jemand beunruhigt und würde den Manager die Tür öffnen lassen. Vielleicht aber auch nicht. Das hing vom Verlauf der Dinge ab.

Aomame überzeugte sich vor dem Spiegel im Badezimmer, dass ihre Kleidung nicht in Unordnung geraten war. Sie schloss den obersten Knopf ihrer Bluse. Es war nicht nötig gewesen, ihr Dekolleté zu zeigen. Die miese Ratte hatte ohnehin so getan, als sei sie Luft für ihn. Für was hielt der sich eigentlich? Sie verzog das Gesicht. Dann ordnete sie ihr Haar, massierte leicht mit den Fingern ihr Gesicht, um die Muskeln zu lockern, und lächelte liebenswürdig in den Spiegel. Sie bleckte die weißen Zähne, die sie erst kürzlich vom Zahnarzt hatte reinigen lassen. So, jetzt werde ich das Zimmer mit der Leiche verlassen und in die gute alte Wirklichkeit zurückkehren, dachte sie. Ich muss einen atmosphärischen Druckausgleich vornehmen. Ich bin keine kaltblütige Mörderin. Ich bin eine charmante, smarte Geschäftsfrau in einem scharfen Kostüm.

Aomame öffnete die Tür einen Spalt, sondierte die Umgebung und glitt, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass nie-

mand im Flur war, aus dem Zimmer. Sie benutzte nicht den Aufzug, sondern ging zu Fuß die Treppe hinunter. Niemand achtete auf sie, als sie das Foyer verließ. Sie straffte ihren Rücken, schaute nach vorn und ging rasch davon. Nicht so schnell jedoch, dass sie Aufmerksamkeit erregt hätte. Sie war ein Profi. Ein fast perfekter Profi. Wenn ich nur einen etwas größeren Busen hätte, wäre ich ein tadelloser Profi, dachte Aomame bedauernd. Wieder verzog sie leicht das Gesicht. Aber da war nichts zu machen. Man musste mit dem auskommen, was man hatte.

KAPITEL 4

Tengo

Wenn Sie möchten

Tengo wurde vom Telefon geweckt. Laut Leuchtanzeige seines Weckers war es kurz nach eins. Mitten in der Nacht natürlich. Er wusste gleich, dass der Anruf von Komatsu kam. Er kannte sonst niemanden, der ihn um ein Uhr nachts anrufen würde. Und kein Mensch außer Komatsu würde es so hartnäckig klingeln lassen und einfach nicht aufgeben, bis der Angerufene abhob. Komatsu hatte kein Gefühl für den richtigen Augenblick. Sobald ihm etwas einfiel, rief er an. Die Uhrzeit spielte keine Rolle. Ob mitten in der Nacht oder am frühen Morgen, in der Hochzeitsnacht, auf dem Totenbett – der prosaische Gedanke, dass er den Angerufenen eventuell stören könnte, schien ihm nicht in seinen eiförmigen Kopf zu kommen.

Aber das konnte er nicht bei allen machen. Immerhin war auch Komatsu ein Mensch mit einem Arbeitsplatz und einem Gehalt. Es war unmöglich, dass er dieses ungehörige Verhalten unterschiedslos auf alle ausdehnte. Bei Tengo ging das, weil dieser sein Partner war. Komatsu sah in ihm mehr oder weniger eine Verlängerung seiner selbst. So etwas wie seine Arme und Beine. Deshalb machte er keinen Unterschied zwischen sich und ihm. Er rechnete fest damit, dass, wenn er wach war, sein Freund auch wach sein musste. Allerdings ging Tengo, sofern er nichts vorhatte, um zehn Uhr schlafen und

stand um sechs Uhr auf. Er führte im Allgemeinen ein sehr geordnetes Leben. Er hatte einen tiefen Schlaf. Aber wenn er einmal geweckt wurde, konnte er nicht so leicht wieder einschlafen. Aus dem Schlaf gerissen zu werden machte ihn nervös. Er hatte Komatsu auch schon mehrmals darauf hingewiesen. Ihn ausdrücklich gebeten, ihn nicht mehr mitten in der Nacht aus dem Bett zu klingeln. Aber das war nicht anders, als würde ein Bauer Gott bitten, vor der Ernte keinen Heuschreckenschwarm zu schicken. »Einverstanden. Ich werde dich nicht mehr nachts anrufen«, sagte Komatsu. Aber da dieses Versprechen keine festen Wurzeln in seinem Bewusstsein schlug, wurde es beim ersten Regen sogleich wieder davongespült.

Tengo kroch aus dem Bett und tastete sich murrend zum Telefon in der Küche vor. Währenddessen klingelte es unbarmherzig weiter.

»Ich habe mit Fukaeri gesprochen«, sagte Komatsu, indem er sich wie üblich die Begrüßung schenkte und umstandslos zur Sache kam. Kein »Hast du schon geschlafen?« oder »Tut mir leid, dass ich so spät anrufe.« Tengo musste ihn unwillkürlich bewundern.

Er stand mit gerunzelter Stirn im Dunkeln und schwieg. Wenn man ihn mitten in der Nacht aus dem Schlaf riss, verweigerte sein Verstand eine Weile den Dienst.

»He, hörst du mir zu?«

»Ja, ich höre.«

»Ich habe nur am Telefon mit ihr gesprochen. Die meiste Zeit habe nur ich geredet, und sie hat zugehört. Also, als Gesprächig kann man sie nicht gerade bezeichnen. Sie ist auf alle Fälle ein wortkarges Mädchen. Sie hat auch eine ziemlich exzentrische Art zu sprechen. Das wirst du auch noch merken. Jedenfalls habe ich ihr in groben Zügen meinen Plan erklärt.

Dass wir ihr helfen und ›Die Puppe aus Luft‹ zu dritt redigieren, es in eine bessere Form bringen, und wie es wäre, den Debutpreis zu bekommen, solches Zeug eben. So am Telefon wollte ich die Sache möglichst allgemein halten. Allzu offen darüber zu sprechen könnte mir in meiner Position doch gefährlich werden. Über alles Konkrete muss man persönlich mit ihr reden, sie treffen und fragen, ob sie Interesse daran hat oder nicht.«

»Und?«

»Sie hat nicht geantwortet.«

»Wie, nicht geantwortet?«

Hier machte Komatsu eine effektvolle Pause. Er steckte sich eine Zigarette in den Mund und zündete sie mit einem Streichholz an. Es war durch das Telefon zu hören, und Tengo sah ihn dabei ganz deutlich vor sich. Komatsu benutzte kein Feuerzeug.

»Fukaeri sagt, sie möchte dich zuerst kennenlernen«, erklärte Komatsu, während er den Rauch ausstieß. »Ob sie überhaupt Interesse an der Sache hat, hat sie nicht gesagt. Weder, dass wir es machen dürfen, noch, dass sie nichts davon wissen will. Sie wird uns ihre Antwort geben, nachdem ihr euch getroffen und persönlich miteinander gesprochen habt. Ziemlich verantwortungsbewusst, findest du nicht?«

»Und?«

»Hast du morgen Abend schon was vor?«

Sein Unterricht an der Yobiko begann am Morgen und endete um vier Uhr nachmittags. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatte er danach nichts geplant. »Nein«, sagte Tengo.

»Dann sei bitte morgen Abend um sechs Uhr im Restaurant Nakamura in Shinjuku. Ich reserviere einen ruhigen Tisch ziemlich weit hinten auf meinen Namen. Das geht auf Spesen,

ihr könnt also essen und trinken, was ihr wollt. Und dabei unterhaltet ihr beide euch mal ausführlich.«

»Das heißt, Sie sind gar nicht dabei, Herr Komatsu?«

»Fukaeri hat es zur Bedingung gemacht, mit dir allein zu sprechen. Im Augenblick ist es doch unnötig, dass sie sich mit mir trifft.«

Tengo schwieg.

»Also dann«, sagte Komatsu in aufgeräumtem Ton, »mach deine Sache gut, mein Freund. Du bist groß gewachsen und sympathisch. Vor allem bist du als Yobiko-Lehrer den Umgang mit frühreifen Oberschülerinnen gewohnt. Du bist also viel geeigneter für so was als ich. Es wäre toll, wenn du sie überreden könntest, dir Vertrauen zu schenken. Ich warte auf gute Nachricht.«

»Halt, warten Sie. War das nicht alles von Anfang an Ihre Idee? Ich habe Ihnen meine Entscheidung ja noch gar nicht mitgeteilt. Schon neulich habe ich gesagt, dass ich den Plan für zu riskant halte und nicht glaube, dass er sich so leicht durchführen lässt. Das wird doch garantiert ein Problem. Ich kann ein Mädchen, das ich noch nie gesehen habe, ja nicht überreden, wo ich mich selbst noch nicht entschieden habe, ob ich die Sache übernehme oder nicht.«

Komatsu schwieg einen Moment. Dann sagte er: »Ach, Tengo, die Sache ist doch längst ins Rollen gekommen. Wir können den Zug jetzt nicht mehr anhalten und aussteigen. Ich bin fest entschlossen. Und du bist doch auch schon mehr als zur Hälfte entschlossen. Du und ich, wir sind eine Schicksalsgemeinschaft.«

Tengo schüttelte den Kopf. Schicksalsgemeinschaft? Du meine Güte, wann hatte die Sache solche bombastischen Dimensionen angenommen?

»Aber neulich haben Sie doch gesagt, ich könne mir Zeit lassen und in Ruhe nachdenken.«

»Das war vor fünf Tagen. Was hast du dir in Ruhe überlegt?«

Tengo fehlten die Worte. »Ich bin noch zu keinem Schluss gekommen«, sagte er ehrlich.

»Aber du kannst dich doch trotzdem mit diesem Mädchen, mit Fukaeri, treffen und mit ihr reden, oder? Und anschließend dein Urteil fällen.«

Tengo presste die Fingerkuppen gegen die Schläfe. Sein Verstand arbeitete noch immer schwerfällig. »Einverstanden. Ich treffe mich für alle Fälle mal mit Fukaeri. Morgen um sechs im Nakamura in Shinjuku. Ich werde ihr alles mit meinen Worten erklären. Mehr kann ich nicht versprechen. Erklären ja, aber überreden kommt nicht in Frage.«

»Das genügt. Selbstverständlich.«

»Was weiß sie über mich?«

»Das Wichtigste habe ich ihr erzählt. Dass du neunundzwanzig oder dreißig Jahre alt bist, ledig und an einer Yobiko in Yoyogi als Mathematiklehrer arbeitest. Dass du kräftig gebaut bist und kein übler Kerl. Dass du nicht mit jungen Mädchen essen gehst. Bescheiden bist und einen gutmütigen Blick hast. Und dass mir deine Arbeiten ziemlich gut gefallen. Das war's eigentlich so ungefähr.«

Tengo seufzte. Er versuchte zu denken, bekam aber die Realität nicht zu fassen.

»Also, Herr Komatsu, darf ich dann wieder zurück ins Bett? Es ist schon fast halb zwei. Ich würde gern noch etwas schlafen, bevor es hell wird. Ich habe morgen früh drei Stunden.«

»Na, klar, gute Nacht«, sagte Komatsu. »Träum was Schönes.« Dann legte er auf.

Tengo starrte einen Moment auf den Hörer in seiner Hand und legte ihn dann auf die Gabel. Liebend gern wäre er sofort wieder eingeschlafen und hätte etwas Schönes geträumt. Aber er wusste, dass das nicht so leicht sein würde, nachdem man ihn um diese Uhrzeit aus dem Schlaf gerissen hatte. Außerdem hatte ihn das Gespräch aufgewühlt. Alkohol war ein gutes Schlafmittel. Aber er hatte keine Lust auf Alkohol. Am Ende trank er ein Glas Wasser, setzte sich ins Bett, knipste das Licht an und begann zu lesen. Kurz vor Sonnenaufgang schlief er ein.

Nach seinem Unterricht an der Yobiko fuhr Tengo mit der Bahn nach Shinjuku. Dort kaufte er in der Buchhandlung Kinokuniya ein paar Bücher und machte sich anschließend auf den Weg ins Nakamura. Als er am Eingang Komatsus Namen nannte, führte man ihn an einen ruhigen Tisch im hinteren Teil des Lokals. Fukaeri war noch nicht da. Er erwartete noch jemanden, erklärte Tengo dem Kellner. Möchten Sie schon etwas trinken?, fragte der Kellner. Nein, danke, erwiderte Tengo. Der Kellner brachte ihm Wasser und die Speisekarte und entfernte sich. Tengo schlug eines der Bücher auf, die er gerade gekauft hatte, und begann zu lesen. Es war ein Buch über Magie, in dem diskutiert wurde, welche Funktion der Fluch in der japanischen Gesellschaft erfüllte. Flüche hatten in den Gesellschaften der Antike eine bedeutende Rolle gespielt, indem sie Mängel und Widersprüche im gesellschaftlichen System verdeckten und ausglich. Vergnügliche Zeiten mussten das gewesen sein.

Obwohl es schon fünf nach sechs war, tauchte Fukaeri nicht auf. Ohne sonderlich beunruhigt zu sein, las Tengo in seinem Buch. Es war keine große Überraschung für ihn, dass seine

Verabredung unpünktlich war. Die Sache war insgesamt unmöglich. So konnte sich auch keiner beschweren, wenn etwas Unmögliches dabei herauskam. Sollte Fukaeri ihre Meinung geändert haben und sich nicht blicken lassen, wäre das nicht weiter verwunderlich. Eigentlich wäre er sogar fast dankbar, wenn sie nicht erschien. Das würde die Sache einfacher machen. Er könnte Komatsu mitteilen, dass er eine Stunde gewartet habe, Fukaeri aber nicht gekommen sei. Was dann werden würde, wusste er nicht. Er würde allein essen und könnte dann nach Hause fahren. Und hätte seine Verpflichtung Komatsu gegenüber erfüllt.

Fukaeri erschien um sechs Uhr zweiundzwanzig. Sie wurde von einem Kellner an den Tisch geleitet und setzte sich Tengo gegenüber. Ohne ihren Mantel auszuziehen, die kleinen Hände auf den Tisch gelegt, blickte sie Tengo an. Weder entschuldigte sie sich für ihr Zuspätkommen, noch bedauerte sie, dass sie ihn hatte warten lassen. Sie begrüßte ihn nicht einmal oder stellte sich vor. Die Lippen fest aufeinandergepresst, schaute sie Tengo einfach an. Als würde sie aus einiger Entfernung eine unbekannte Landschaft betrachten. Respekt, dachte Tengo.

Fukaeri war klein und zierlich gebaut, und ihr Gesicht war noch schöner als auf dem Foto. Das Anziehendste daran waren die Augen. Eindrucksvolle Augen von großer Tiefe. Tengo wurde nervös, als sie ihn mit ihren feuchten lackschwarzen Pupillen anstarrte. Sie blinzelte fast überhaupt nicht. Sie schien nicht einmal zu atmen. Ihre Haare waren so glatt, als seien sie einzeln mit dem Lineal gezogen. Die Form ihrer Augenbrauen passte gut zu ihrer Frisur. Wie es bei vielen hübschen Teenagern der Fall ist, fehlte es ihrem Ausdruck an Lebhaftigkeit. Zudem war eine gewisse Unausgewogenheit darin wahrzu-

nehmen, was vielleicht daran lag, dass das rechte und das linke Auge sich ein wenig unterschieden. Der Anblick verursachte ein Gefühl von Unbehagen. Er machte unwägbar, was sie dachte. In dieser Hinsicht gehörte sie nicht zu jenem Typ schöner Frauen, die Fotomodell oder Popstar wurden. Stattdessen hatte sie etwas, das anziehend und störend zugleich wirkte.

Tengo klappte sein Buch zu und legte es beiseite. Er nahm eine aufrechte Haltung ein und trank einen Schluck Wasser. Es war genau, wie Komatsu gesagt hatte. Falls diese junge Frau einen Literaturpreis bekäme, würden die Medien nicht mehr von ihr ablassen. Ganz ohne Zweifel gäbe es eine kleine Sensation. Sollte man so etwas wirklich tun?

Der Kellner brachte ihr ein Glas Wasser und die Speisekarte. Noch immer rührte Fukaeri sich nicht. Ohne nach der Speisekarte zu greifen, sah sie Tengo nur weiter an. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Guten Tag zu sagen. Neben ihr kam er sich noch größer vor.

Fukaeri starrte ihn weiter an, ohne die Begrüßung zu erwidern. »Ich kenne Sie«, sagte sie kurz darauf mit leiser Stimme.

»Du kennst mich?«, fragte Tengo.

»Sie lehren Mathematik.«

Tengo nickte. »Genau.«

»Ich habe zweimal zugehört.«

»Meinem Mathematikunterricht?«

»Ja.«

Sie hatte eine sehr eigentümliche Art zu sprechen. Schnörkellose Sätze, mit einem chronischen Mangel an Betonung und einem sehr begrenzten (zumindest machte es diesen Eindruck auf ihn) Vokabular. Wie Komatsu gesagt hatte – ganz sicher ungewöhnlich.

»Das heißt, du warst Schülerin an meiner Yobiko?«, fragte Tengo.

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Ich hab bloß zugehört.«

»Eigentlich darf niemand ohne Schulbescheinigung in die Klassenräume.«

Fukaeri zuckte nur kurz mit den Schultern, als wolle sie sagen: So kann auch nur ein Erwachsener reden.

»Wie fandest du die Stunde?«, fragte Tengo. Eine weitere sinnlose Frage.

Fukaeri nahm einen Schluck Wasser. Sie machte ein gelangweiltes Gesicht und gab keine Antwort. Aber da sie ein zweites Mal in seinen Unterricht gekommen war, konnte der erste Eindruck ja wohl nicht allzu schlecht gewesen sein, dachte Tengo. Hätte sie kein Interesse gehabt, wäre sie sicher nach dem ersten Mal fortgeblieben.

»Du bist in der zwölften Klasse, stimmt's?«, fragte Tengo.

»Kann man so sagen.«

»Machst du die Aufnahmeprüfung für eine Universität?«

Sie schüttelte den Kopf.

Tengo konnte nicht beurteilen, ob das heißen sollte: »Ich will nicht über die Aufnahmeprüfung reden« oder: »Ich mache keine.« Er erinnerte sich, dass Komatsu am Telefon gesagt hatte, sie sei ein erstaunlich wortkarges Mädchen.

Der Kellner kam, um ihre Bestellung aufzunehmen. Fukaeri hatte noch immer ihren Mantel an. Sie bestellte Salat mit Brot. »Das ist alles«, sagte sie und reichte dem Kellner die Speisekarte zurück. »Und ein Glas Weißwein«, fügte sie hinzu, als sei es ihr plötzlich eingefallen.

Der junge Kellner schien sie nach ihrem Alter fragen zu wollen, aber unter Fukaeris starrem Blick errötete er und schluckte die Frage hinunter. Respekt, dachte Tengo erneut.

Er bestellte Linguini mit Meeresfrüchten und wie sein Gast ein Glas Weißwein.

»Sie sind Lehrer und schreiben«, sagte Fukaeri. Offenbar richtete sie damit eine Frage an Tengo. Das Fehlen jeglicher fragender Intonation gehörte zu den Eigenheiten ihrer Sprechweise.

»Im Augenblick, ja«, sagte Tengo.

»Keins von beidem sieht man Ihnen an.«

»Das kann sein«, sagte Tengo. Er wollte lächeln, aber es gelang ihm nicht richtig. »Ich habe zwar Lehramt studiert und unterrichte, aber offiziell kann ich mich nicht Lehrer nennen, und ich schreibe zwar, aber ein Schriftsteller bin ich auch nicht, weil noch nichts von mir gedruckt wurde.«

»Also keins von beidem.«

Tengo nickte. »Genau. Im Augenblick bin ich nichts.«

»Sie mögen Mathematik.«

Tengo beantwortete ihre mit typischer Betonungslosigkeit gestellte Frage. »Ja, sehr. Schon früher und jetzt auch noch.«

»Warum.«

»Du meinst, was mir an der Mathematik gefällt?«, ergänzte Tengo. »Tja, also, wenn ich mich Zahlen gegenübersehe, entspanne ich mich augenblicklich. Die Dinge sind dann da, wo sie sein sollten.«

»Das mit der Integralrechnung fand ich interessant.«

»In meinem Unterricht an der Yobiko?«

Fukaeri nickte.

»Magst du Mathematik?«

Fukaeri schüttelte kurz den Kopf. Sie mochte Mathematik nicht.

»Aber die Integralrechnung hat dich interessiert?«, fragte Tengo.

Fukaeri zuckte leicht mit den Schultern. »Sie haben darüber gesprochen, als läge sie Ihnen am Herzen.«

»Aha.« Es war das erste Mal, dass jemand ihm das sagte.

»Wie von einem Menschen, den Sie gern haben«, sagte sie.

»Vielleicht gerate ich zu sehr in Begeisterung, wenn ich über arithmetische Reihen referiere«, erklärte Tengo. »Von allen Bereichen der Oberschulmathematik gefallen mir persönlich die Reihen am besten.«

»Sie mögen die Reihen«, fragte Fukaeri wieder ohne fragende Intonation.

»Für mich sind sie wie Bachs *Wohltemperiertes Klavier*. Ich bekomme sie nie satt. Entdecke immer Neues an ihnen.«

»Das *Wohltemperierte Klavier* kenne ich.«

»Magst du Bach?«

Fukaeri nickte. »Der Sensei hört ihn immer.«

»Der Sensei?«, fragte Tengo. »Meinst du einen Lehrer an deiner Schule?«

Fukaeri antwortete nicht. Ihre Miene besagte, dass es noch zu früh sei, um darüber zu reden.

Dann – als sei es ihr gerade eingefallen – zog sie ihren Mantel aus. Sie wand sich wie ein Insekt, das sich aus seiner Verpuppung schält, und legte ihn anschließend, ohne ihn zusammenzufalten, auf den Stuhl neben sich. Unter dem Mantel trug sie einen leichten hellgrünen Pullover und weiße Jeans. Keinen Schmuck. Und auch kein Make-up. Dennoch fiel sie auf. Ihre im Verhältnis zu ihrem zarten Körperbau großen Brüste zogen ungewollt die Blicke auf sich. Sie waren auch sehr schön geformt. Er musste sich davor hüten, dauernd hinzuschauen. Aber noch während er dies dachte, ertappte er sich dabei. Es war, als würde sein Blick ins Zentrum eines mächtigen Strudels gesogen.

Der Weißwein wurde serviert. Fukaeri nahm einen Schluck davon. Sie betrachtete nachdenklich das Glas und stellte es wieder auf den Tisch. Tengo nippte nur zum Schein an seinem Wein. Er hatte noch ein wichtiges Gespräch vor sich.

Fukaeri griff sich in ihr glattes schwarzes Haar und fuhr mit den Fingern hindurch wie mit einem Kamm. Es war eine bezaubernde Geste. Sie hatte wunderschöne Hände. Jeder ihrer schlanken Finger sah aus, als verfüge er über eigene Absichten und Pläne. Ihm war, als besitze sie magische Kräfte.

»Was mir an der Mathematik gefällt?«, stellte Tengo sich die Frage noch einmal selbst, um seine Aufmerksamkeit von ihren Brüsten und Fingern abzulenken.

»Der Fluss der Mathematik gleicht dem von Wasser«, sagte Tengo. »Natürlich gibt es eine Menge komplizierter Theorien, aber die konkrete Basis ist sehr einfach. Es ist wie beim Wasser, das sich, wenn es von oben nach unten fließt, stets die kürzeste Distanz sucht und dabei ganz natürlich seinen Weg findet. Du musst nur genau hinsehen. Ohne etwas zu tun. Wenn man sich konzentriert und die Augen aufhält, klärt sich alles von selbst. Nichts auf dieser großen weiten Welt verhält sich so zuvorkommend wie die Mathematik.«

Fukaeri dachte kurz nach.

»Warum schreiben Sie«, sagte sie in einem Ton, dem jede Melodie fehlte.

Tengo wandelte ihre Frage in einen längeren Satz um. »Wenn mir die Mathematik solchen Spaß macht, bräuchte ich mich doch nicht so anzustrengen und auch noch zu schreiben? Würde es nicht genügen, wenn ich mich ganz der Mathematik widmete? Ist es das, was du sagen möchtest?«

Fukaeri nickte.

»Weißt du, es ist so. Das wirkliche Leben unterscheidet sich

von der Mathematik. In ihm beschränken sich die Dinge nicht darauf, ihrem natürlichen Fluss zu folgen und den kürzesten Weg einzuschlagen. Für mich ist die Mathematik – wie soll ich sagen – allzu selbstverständlich. Sie ist für mich wie eine schöne Landschaft. Sie ist einfach nur *das, was da ist*. Sozusagen Dasein an sich. Es muss nichts daran verändert werden. Deshalb habe ich, wenn ich mich in die Mathematik vertiefe, mitunter das Gefühl, transparent zu werden, in ihr aufzugehen. Manchmal macht mir das Angst.«

Fukaeri wandte ihren Blick nicht von ihm. Als würde sie ihr Gesicht an eine Fensterscheibe drücken und in ein leeres Haus spähen.

»Wenn ich schreibe«, sagte Tengo, »verwandle ich die mich umgebende Landschaft in etwas, das mir angemessener ist. Im Grunde erschaffe ich sie neu. Damit verorte ich mich als Mensch auf dieser Welt, vergewissere mich meiner Existenz. Das ist eine völlig andere Beschäftigung als die mit der Mathematik.«

»Sich seiner Existenz vergewissern«, sagte Fukaeri.

»Ich kann es nicht besonders gut ausdrücken«, sagte Tengo.

Fukaeri sah nicht aus, als hätte Tengos Erklärung sie überzeugt, aber sie sagte nichts mehr. Sie führte nur ihr Weinglas zum Mund. Sie schlürfte ein bisschen, und es klang, als würde sie einen Strohalm benutzen.

»Letztlich hast du das Gleiche getan, wenn ich so sagen darf. Du hast etwas, das du gesehen hast, mit deinen Worten verwandelt und neu geschaffen. Und dich und deine Existenz als Mensch darin verortet«, sagte Tengo.

Das Weinglas in der Hand, dachte Fukaeri einen Moment nach, äußerte sich aber nicht.

»Der Prozess mündet in eine Form und wird zu etwas Blei-

bendem. Einem Werk«, fuhr Tengo fort. »Und wenn dieses Werk die Anerkennung und das Interesse vieler Menschen erregt, ist es ein literarisches Werk, das einen objektiven Wert hat.«

Fukaeri schüttelte entschieden den Kopf. »Form interessiert mich nicht.«

»Die Form interessiert dich nicht?«, wiederholte Tengo.

»Form hat keine Bedeutung.«

»Aber warum hast du dann diesen Roman geschrieben und für den Debütpreis eingereicht?«

Fukaeri stellte das Glas auf den Tisch. »Das war ich nicht.«

Um sich zu beruhigen, nahm Tengo sein Wasserglas und trank einen Schluck. »Heißt das, du hast dich gar nicht um den Debütpreis beworben?«

Fukaeri schüttelte den Kopf. »Ich habe das Manuskript nicht eingeschickt.«

»Na gut, aber wer dann? Wer hat sich für dich beworben?«

Nur ein leichtes Schulterzucken. Etwa fünfzehn Sekunden vergingen.

»Irgendwer«, sagte sie dann.

»Irgendwer«, wiederholte Tengo und stieß zwischen aufeinandergepressten Lippen einen Seufzer hervor. Puh! Die Sache entwickelte sich nicht gerade reibungslos. Genau wie er es befürchtet hatte.

Tengo hatte sich in der Vergangenheit öfter privat mit Schülerinnen von seiner Yobiko getroffen. Das heißt, mit ehemaligen Schülerinnen, die inzwischen studierten. Rief ihn eine von sich aus an und schlug eine Verabredung vor, ging er darauf ein. Tengo hatte keine Ahnung, was die Mädchen an ihm fanden. Andererseits war er ja ungebunden, und sie waren nicht

mehr seine Schülerinnen. Es gab also keinen Grund, ein Rendezvous auszuschlagen.

Nur zweimal war es dabei zu einer körperlichen Beziehung gekommen. Doch die Bekanntschaften hatten nie länger gedauert und ein unspektakuläres, natürliches Ende gefunden. Tengo fühlte sich in der Gesellschaft aufgekratzter junger Mädchen, die gerade ihr Studium begonnen hatten, nicht entspannt. Anfangs fand er sie frisch und lustig, wie junge verspielte Kätzchen, aber mit der Zeit wurde ihm unbehaglich. Und auch die Mädchen merkten, dass ihr junger Lehrer, der so begeistert über Mathematik gesprochen hatte, außerhalb des Unterrichts ein anderer war. Tengo konnte ihre Enttäuschung durchaus verstehen.

Er fühlte sich wohler in Gesellschaft etwas älterer Frauen. Sobald er merkte, dass er in keiner Hinsicht irgendeine Führung zu übernehmen brauchte, fiel eine Last von ihm ab. Umgekehrt fühlten sich ältere Frauen auch zu ihm hingezogen. Seit er vor einem Jahr die Beziehung zu der zehn Jahre älteren verheirateten Frau eingegangen war, verabredete er sich überhaupt nicht mehr mit jungen Mädchen. Seine Freundin besuchte ihn einmal wöchentlich in seiner Wohnung, womit sein sexuelles Verlangen (oder Bedürfnis) weitgehend gestillt war. Auch sonst blieb er meist zu Hause, schrieb, las oder hörte Musik. Hin und wieder ging er in ein Schwimmbad in seiner Nähe. Abgesehen von den paar Worten, die er mit seinen Kollegen an der Yobiko wechselte, sprach er mit kaum jemandem. Dabei war er nicht einmal unzufrieden mit seinem Leben. Im Gegenteil, diese Lebensweise kam seinem Ideal sehr nahe.

Als er nun jedoch der siebzehnjährigen Fukaeri gegenüber saß, verspürte Tengo ein heftiges Beben in seinem Herzen. Es war ein ähnliches Gefühl wie jenes, das er beim Anblick ihres

Fotos empfunden hatte, nur ungleich stärker. Es hatte nichts mit Verliebtheit oder sexueller Anziehungskraft zu tun. Es fühlte sich an, als komme *etwas* aus einem winzigen Spalt und versuche, die Leere, die in ihm war, auszufüllen. Es war keine Lücke, die durch Fukaeri entstanden war, sondern eine, die Tengo schon immer empfunden hatte. Fukaeri trug nur ein Licht hinein und beleuchtete sie aufs Neue.

»Du hast also kein Interesse am Schreiben und hast auch das Manuskript nicht selbst eingereicht«, sagte Tengo, um ganz sicherzugehen.

Ohne den Blick von seinem Gesicht abzuwenden, nickte Fukaeri. Dann zog sie kurz die Schultern hoch, wie um sich vor einem kalten winterlichen Wind zu schützen.

»Du willst nicht Schriftstellerin werden.« Zu seiner Überraschung stellte Tengo fest, dass er seine Frage ebenfalls nicht intonierte. Offenbar war ihre Sprechweise ansteckend.

»Nein«, sagte Fukaeri.

Ihre Bestellung wurde gebracht. Für Fukaeri eine große Schale mit Salat und ein paar Brötchen und die Linguini mit Meeresfrüchten für Tengo. Fukaeri wendete die Salatblätter immer wieder mit der Gabel und betrachtete sie, als würde sie Überschriften in einer Zeitung durchgehen.

»Jedenfalls hat jemand das Manuskript von ›Die Puppe aus Luft‹ für den Preis als bestes Erstlingswerk beim Verlag eingereicht. Ich habe es begutachtet und bin so auf deine Arbeit aufmerksam geworden.«

»›Die Puppe aus Luft‹«, sagte Fukaeri. Ihre Augen wurden schmal.

»›Die Puppe aus Luft‹ ist der Titel des Romans, den du geschrieben hast«, sagte Tengo.

Fukaeri saß wortlos und mit zusammengekniffenen Augen da.

»Ist das nicht der Titel, den du ihm gegeben hast?«

Fukaeri schüttelte leicht den Kopf.

Tengo war wieder etwas verwirrt, beschloss aber, die Frage des Titels vorläufig nicht weiter zu verfolgen. Im Augenblick musste er mit etwas anderem vorankommen.

»Das spielt keine große Rolle. Der Titel ist auf jeden Fall nicht schlecht. Er hat Atmosphäre und erregt Aufmerksamkeit. Man fragt sich, *was das wohl ist*. Egal, wer ihn ausgewählt hat, wir sind nicht unzufrieden damit. Ich kenne nicht mal genau den Unterschied zwischen einer ›Puppe‹ und einem ›Kokon‹, aber das ist kein großes Problem. Was ich sagen will, ist, dass ich es gelesen habe und es mich stark beeindruckt hat. Also habe ich es Herrn Komatsu gezeigt. Ihm gefällt ›Die Puppe aus Luft‹ auch. Er ist allerdings der Ansicht, dass man den Text für den Debütpreis bearbeiten müsste. Denn im Verhältnis zur Aussagekraft der Geschichte ist der Stil etwas schwach. Deshalb möchte er, dass nicht du, sondern ich ihn verbessere. Ich habe diesbezüglich noch keine Entscheidung getroffen. Ihm weder eine Zu- noch eine Absage erteilt. Weil ich nicht genau weiß, ob es richtig wäre.«

An dieser Stelle unterbrach sich Tengo, um Fukaeris Reaktion zu beobachten. Es gab keine.

»Was würdest du davon halten, wenn ich ›Die Puppe aus Luft‹ für dich umschreiben würde? Ohne dein Einverständnis und deine Mitarbeit ginge das nicht, ganz gleich, wie entschlossen ich wäre.«

Fukaeri griff mit den Fingern nach einer Cherrytomate und steckte sie sich in den Mund. Tengo verzehrte die Miesmuschel, die er mit der Gabel aufgespießt hatte.

»Machen Sie nur«, sagte Fukaeri leichthin und nahm noch eine Tomate. »Sie können alles verbessern, was Sie wollen.«

»Wäre es nicht besser, wenn du dir noch etwas Zeit zum Nachdenken lassen würdest? Immerhin ist das eine ziemlich wichtige Angelegenheit«, sagte Tengu.

Fukaeri schüttelte den Kopf. Nicht nötig.

»Falls ich dein Werk bearbeite«, erklärte Tengu, »werde ich darauf achten, die Geschichte nicht zu verändern und nur den Stil zu verbessern. Trotzdem muss ich wahrscheinlich ziemlich stark eingreifen. Aber die Autorin bist und bleibst du. Der Roman stammt von einem siebzehnjährigen Mädchen namens Fukaeri. Daran ist nicht zu rütteln. Falls der Roman den Preis bekommt, bist du die Preisträgerin. Du allein. Wenn ein Buch daraus wird, bist du allein die Verfasserin. Wir werden ein Team bilden, das aus uns dreien besteht, dir und mir sowie Herrn Komatsu, dem Redakteur. Aber nur dein Name wird erscheinen. Wir anderen beiden bleiben völlig im Hintergrund. Wie eine Art Bühnenarbeiter. Verstehst du, was ich sage?«

Fukaeri schob sich mit der Gabel ein Stück Sellerie in den Mund. Sie nickte leicht. »Ich verstehe.«

»Die Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ bleibt deine. Du hast sie geschaffen. Es ist unmöglich, dass ich sie zu meiner mache. Im Grunde gebe ich dir nur technische Hilfestellung. Das musst du aber unter allen Umständen für dich behalten. Letztendlich ist das eine Verschwörung, um den Rest der Welt zu täuschen. Was immer man davon halten mag, man kann es nicht auf die leichte Schulter nehmen. Es muss für immer ein Geheimnis bleiben.«

»Ja, dann«, sagte Fukaeri.

Tengu legte seine Miesmuschelschale an den Rand des Tellers und war im Begriff, sich den Linguini zu widmen, als er es

sich anders überlegte und innehielt. Fukaeri nahm ein Stück Gurke und kaute es so gründlich, als würde sie eine unbekannte Delikatesse ausprobieren.

»Ich frage dich nochmals«, sagte Tengo, die Gabel in der Hand. »Hast du keine Einwände, dass ich die von dir geschriebene Geschichte bearbeite?«

»Machen Sie ruhig, was Ihnen gefällt«, sagte Fukaeri, nachdem sie mit der Gurke fertig war.

»Es macht dir also nichts aus, ganz gleich, welche Änderungen ich an deinem Text vornehme?«

»Genau.«

»Wie kannst du so denken? Wo du doch gar nichts über mich weißt.«

Fukaeri zuckte wortlos mit den Schultern.

Eine Weile aßen die beiden schweigend. Fukaeri konzentrierte sich ganz auf ihren Salat. Ab und zu bestrich sie ein Brötchen mit Butter und biss hinein oder streckte die Hand nach dem Weinglas aus. Tengo beförderte mechanisch die Linguini in seinen Mund, während er sich die verschiedenen Möglichkeiten durch den Kopf gehen ließ.

Dann legte er die Gabel beiseite. »Als Herr Komatsu mir den Plan zum ersten Mal erklärte, hielt ich das für Quatsch. Das soll wohl ein Witz sein, dachte ich. So etwas kann man doch nicht machen. Ich hatte fest vor, abzulehnen. Aber als ich zu Hause war und über seinen Vorschlag nachdachte, wurde der Wunsch, es zu versuchen, allmählich immer stärker. Ich bekam Lust, ob es nun moralisch richtig ist oder nicht, der Geschichte von der ›Puppe aus Luft‹ eine neue Gestalt zu verleihen. Es war, wie soll ich sagen, ein sehr natürlicher und spontaner Wunsch.«

»Verlangen« kommt der Sache vermutlich näher, fügte Tengo im Geiste hinzu. Genau wie Komatsu es vorausgesagt hat-

te. Und mittlerweile fiel es ihm immer schwerer, dieses Verlangen zu beherrschen.

Wortlos und unverwandt schaute Fukaeri ihn aus der Tiefe ihrer schönen, gleichmütigen Augen an. Sie schien Mühe zu haben, die Worte zu begreifen, die aus Tengos Mund kamen.

»Sie wollen daran arbeiten«, fragte sie.

Tengo blickte ihr fest in die Augen. »Ich glaube schon.«

Fukaeris schwarze Augen leuchteten auf, als würde sich etwas darin spiegeln. Wenigstens kam es ihm so vor.

Tengo hob beide Hände, sodass es aussah, als halte er eine imaginäre Schachtel in die Luft. Eine ziemlich sinnlose Geste, aber er brauchte dieses solchermaßen Imaginäre als Medium, um seine Gefühle zu übermitteln.

»Ich kann es nicht gut ausdrücken, aber nachdem ich ›Die Puppe aus Luft‹ mehrmals gelesen hatte, bekam ich das Gefühl, sehen zu können, was du siehst. Vor allem die Stellen, an denen die ›Little People‹ vorkommen. Du hast wirklich eine außergewöhnliche Phantasie. Sie ist originell und ansteckend.«

Fukaeri legte ihre Gabel bedachtsam auf dem Teller ab und wischte sich mit der Serviette den Mund ab.

»Die Little People gibt es wirklich«, sagte sie leise.

»Es gibt sie wirklich?«

Fukaeri schwieg einen Moment. »Sie sind wie Sie und ich«, sagte sie dann.

»Wie du und ich«, wiederholte Tengo.

»Wenn Sie wollen, können auch Sie sie sehen.«

Fukaeris schlichte Sprache hatte eine seltsame Überzeugungskraft. Die einzelnen Worte kamen aus ihrem Mund, als würden Keile in genau der richtigen Größe in passende Lücken getrieben. Dennoch konnte Tengo noch nicht beurteilen, inwieweit das Mädchen Fukaeri *aufrechtig* war. Diese junge

Frau fiel aus dem Rahmen, sie hatte etwas Außergewöhnliches an sich. Vielleicht lag das an ihrer natürlichen Begabung. Womöglich hatte er in diesem Augenblick ein lebendiges echtes Talent vor sich. Oder aber sie verstellte sich nur. Intelligente Teenager schauspielerten manchmal beinahe instinktiv. Es kam durchaus vor, dass sie sich exzentrisch *stellten*. Und es wirklich schafften, ihr Gegenüber mit ihren Andeutungen zu verwirren. Er hatte das mehrmals erlebt. Mitunter war es schwer, echtes von gespielterm Verhalten zu unterscheiden. Tengo beschloss, in die Wirklichkeit zurückzukehren. Oder zumindest in die Nähe der Wirklichkeit.

»Wenn es dir recht ist, möchte ich morgen mit meiner Überarbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹ anfangen.«

»Wenn Sie wollen.«

»Ja, das will ich«, antwortete Tengo schlicht.

»Ich möchte, dass Sie jemanden kennenlernen«, sagte Fukaeri.

»Einverstanden«, sagte Tengo.

Fukaeri nickte.

»Wer ist es?«, fragte Tengo.

Die Frage wurde nicht zur Kenntnis genommen. »Sie werden mit dieser Person sprechen«, sagte sie.

»Wenn es notwendig ist, soll es mir recht sein«, sagte Tengo.

»Sonntagvormittag haben Sie frei«, fragte sie intonationslos.

»Ja«, antwortete Tengo. Wir kommunizieren wie durch Flaggensignale, dachte er.

Nach dem Essen trennten sich Tengo und Fukaeri. Tengo warf mehrere Zehn-Yen-Münzen in das rosafarbene Telefon im Lo-

kal und rief Komatsu an. Er war noch im Büro, aber es dauerte, bis er an den Apparat kam. Währenddessen hielt sich Tengo den Hörer ans Ohr und wartete.

»Wie war's? Alles glattgegangen?«, fragte Komatsu als Erstes.

»Fukaeri ist damit einverstanden, dass ich ›Die Puppe aus Luft‹ überarbeite. Wahrscheinlich hatten Sie es sich schon gedacht.«

»Ist das nicht großartig?«, sagte Komatsu. Seine Stimme klang aufgeräumt. »Wunderbar. Ehrlich gesagt war ich beunruhigt. Solche Verhandlungen zu führen entspricht nicht gerade deiner Persönlichkeit.«

»Direkt verhandelt habe ich ja auch nicht«, sagte Tengo. »Und überreden musste ich sie auch nicht. Ich habe ihr in groben Zügen erklärt, worum es geht, und dann hat sie quasi selbst entschieden.«

»Egal. An diesem Ergebnis gibt es nichts auszusetzen. Jetzt können wir mit unserem Plan fortfahren.«

»Davor muss ich mich noch mit jemandem treffen.«

»Mit wem denn?«

»Ich weiß nicht, wer es ist. Jedenfalls möchte Fukaeri, dass ich mich mit dieser Person treffe und mit ihr spreche.«

Komatsu schwieg einige Sekunden. »Und wann?«

»Am Sonntag. Sie wird mich zu ihr bringen.«

»Geheimhaltung ist unser erstes und wichtigstes Gebot«, erklärte Komatsu in ernstem Ton. »Es wäre gut, wenn wir die Zahl der Leute, die das Geheimnis kennen, möglichst gering halten könnten. Im Augenblick wissen auf der ganzen Welt nur drei Leute von unserem Plan. Du, ich und Fukaeri. Das sollte möglichst so bleiben. Verstehst du?«

»Theoretisch ja«, sagte Tengo.

Komatsus Stimme wurde wieder weicher. »Wie dem auch sei – Hauptsache, Fukaeri ist einverstanden, dass du das Manuskript redigierst. Alles Weitere wird sich finden.«

Tengo wechselte den Hörer in die linke Hand und presste den rechten Zeigefinger nachdenklich gegen die Schläfe.

»Wissen Sie, Herr Komatsu, ich bin irgendwie unsicher. Es gibt keinen eindeutigen Grund dafür, aber momentan habe ich das Gefühl, dass wir im Begriff sind, in etwas ganz *Ungewöhnliches* verwickelt zu werden. Als ich diesem Mädchen gegenüber saß, habe ich es nicht so deutlich gespürt, aber seit ich mich von ihr verabschiedet habe und wieder für mich bin, hat dieses Gefühl sich zunehmend verstärkt. Man könnte es eine Vorahnung oder eine Art Vorgefühl nennen. Auf alle Fälle stimmt hier etwas nicht. Etwas ist nicht normal. Das spüre ich, nicht im Kopf, sondern im Bauch.«

»Du hast dich mit Fukaeri getroffen und dich dann so gefühlt?«

»Ja. Fukaeri ist wahrscheinlich authentisch. Aber auch das ist natürlich nur meine Intuition.«

»Meinst du, sie hat echtes Talent?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich habe sie ja gerade erst kennengelernt«, antwortete Tengo. »Nur sieht sie vielleicht etwas, das wir nicht sehen. Hat vielleicht irgendetwas Besonderes. Das beschäftigt mich irgendwie.«

»Ist sie verrückt?«

»Sie hat etwas Exzentrisches, aber ich glaube nicht, dass sie richtig verrückt ist. Was sie sagt, klingt im Großen und Ganzen sinnvoll«, sagte Tengo. Er machte eine kurze Pause. »Nur ist da irgendetwas, das mich irritiert.«

»Wie dem auch sei, menschlich ist sie jedenfalls an dir interessiert«, sagte Komatsu.

Tengo suchte nach passenden Worten, aber er fand keine.
»So weit reicht meine Kenntnis nicht«, erwiderte er.

»Sie trifft sich mit dir, und du hast zumindest die Erlaubnis, ›Die Puppe aus Luft‹ zu überarbeiten. Das heißt doch letztendlich, dass sie dich mag. Wirklich, eine gute Leistung, Tengo, alter Freund. Was jetzt kommt, weiß ich auch nicht. Natürlich ist es ein Risiko. Aber Gefahr ist die Würze des Lebens. Du machst dich jetzt sofort an die Bearbeitung von ›Die Puppe aus Luft‹. Die Zeit drängt. Wir müssen das redigierte Manuskript so schnell wie möglich in den Stapel der eingereichten zurücklegen. Mit dem Original vertauschen. Meinst du, du schaffst es in zehn Tagen?«

Tengo stöhnte. »Das ist hart.«

»Es muss ja keine endgültige Version sein. In der nächsten Phase kannst du immer noch ein bisschen daran feilen. Es reicht, wenn du eine vorläufige Fassung erstellst.«

Tengo überschlug grob im Kopf, wie lange er brauchen würde. »In zehn Tagen müsste ich es eigentlich schaffen können. Auch wenn es schwer wird.«

»Also dann los, ans Werk!«, rief Komatsu aufgeräumt. »Du betrachtest die Welt mit ihren Augen. Du wirst der Mittler, du verknüpfst Fukaeris Welt mit der wirklichen Welt. Du kannst das, Tengo. Ich –«

An dieser Stelle gingen Tengo die Zehn-Yen-Münzen aus.

KAPITEL 5

Aomame

*Ein Beruf, für den man Fachkenntnisse
und Erfahrung braucht*

Nachdem Aomame ihren Auftrag ausgeführt hatte, ging sie ein Stück zu Fuß. Schließlich winkte sie ein Taxi heran und fuhr in ein Hotel in Akasaka. Ehe sie nach Hause zurückkehrte, um zu schlafen, musste sie ihre angespannten Nerven mit einem Drink beruhigen. Immerhin hatte sie gerade einen Mann *ins Jenseits befördert*. Er war zwar eine Ratte, die sich nicht beschweren konnte, wenn sie ermordet wurde, aber ein Mensch blieb doch ein Mensch. Unter ihren Händen war ein Leben erloschen, und dieses Gefühl haftete ihnen noch an. Ein letztes Aushauchen, und die Seele hatte den Körper verlassen.

Aomame war schon mehrmals in dieser Hotelbar gewesen. Sie lag im obersten Stockwerk eines Hochhauses, hatte eine großartige Aussicht und eine angenehme Atmosphäre.

Als sie die Bar betrat, war es kurz nach sieben. Ein junges Duo an Klavier und Gitarre spielte »Sweet Lorraine«. Sie orientierten sich hörbar an einer alten Aufnahme von Nat King Cole, machten ihre Sache aber gar nicht schlecht. Wie immer setzte Aomame sich an die Bar und bestellte einen Gin Tonic und ein Schälchen Pistazien. Noch konnte sie die Gäste zählen. Ein junges Paar, das in die Aussicht versunken seine Cocktails trank. Vier Männer in Anzügen, offenbar bei einer

geschäftlichen Besprechung. Ein ausländisches Ehepaar mittleren Alters, beide hielten Martini-Gläser in der Hand. Aomame ließ sich Zeit mit ihrem Gin Tonic. Sie wollte nicht gleich betrunken werden. Die Nacht war noch lang.

Sie nahm ein Buch aus ihrer Umhängetasche und begann zu lesen. Es handelte von der Mandschurischen Eisenbahn in den dreißiger Jahren. Die Mandschurische Eisenbahn (eigentlich die Südmandschurische Eisenbahn-Aktiengesellschaft) war 1906 nach dem Ende des Russisch-Japanischen Krieges gegründet worden. Der südliche Teil der Eisenbahnstrecke befand sich seither unter japanischer Kontrolle. Die russische Spurweite wurde den japanischen Bedürfnissen entsprechend umgestellt, die Schienenstrecke rapide ausgebaut. Die Südmandschurische Eisenbahngesellschaft, die sozusagen die Speerspitze des japanischen Kaiserreichs bei der Besetzung Chinas gewesen war, wurde 1945 von der Sowjetarmee aufgelöst. Bis Deutschland im Jahr 1941 den Krieg gegen Russland eröffnete, war die Strecke mit der Sibirischen Eisenbahn verbunden, und man konnte in dreizehn Tagen von Shimonoseki nach Paris reisen.

Eine junge Frau im Kostüm, die, eine große Umhängetasche neben sich, in einer Hotelbar einen Drink nahm und ein (gebundenes) Buch über die Mandschurische Eisenbahn las, würde wahrscheinlich nicht so leicht für eine bestellte Edelprostituierte gehalten werden, auch wenn sie allein war. Dachte Aomame. Allerdings wusste sie nicht genau, wie eine echte Edelprostituierte aussah. Diejenigen, deren Kundschaft aus erfolgreichen Geschäftsmännern bestand, bemühten sich vermutlich auch um ein seriöses Äußeres, um nicht aus der Bar geworfen zu werden oder die Freier nicht zu verunsichern. Trugen vielleicht ein Kostüm von Junko Shimada mit einer

weißen Bluse, kein Make-up, hatten eine große praktische Umhängetasche bei sich und lasen in Büchern über die Mandchurische Eisenbahn. Wenn man es so betrachtete, unterschied sich Aomames Verhalten nicht substantiell von dem einer Prostituierten, die auf Kundschaft wartete.

Mit der Zeit fanden sich immer mehr Gäste ein. Unversehens erfüllte Stimmengewirr den Raum. Doch der Typ Gast, nach dem Aomame Ausschau hielt, hatte sich noch nicht blicken lassen. Aomame nahm einen weiteren Gin Tonic, bestellte in Streifen geschnittene Rohkost (sie hatte noch nicht zu Abend gegessen) und las weiter in ihrem Buch. Wenig später erschien ein Mann und setzte sich an die Bar. Er war nicht in Begleitung. Seine Haut war leicht gebräunt, und er trug einen teuren blaugrauen Maßanzug. Die Krawatte war auch nicht schlecht gewählt. Nicht zu auffällig, nicht zu schlicht. Er mochte um die fünfzig Jahre alt sein und hatte ziemlich schütteres Haar. Eine Brille trug er nicht. Wahrscheinlich war er auf Geschäftsreise in Tokio, hatte seine Termine erledigt und wollte sich vor dem Schlafengehen noch ein Glas genehmigen. Wie Aomame. Dem Körper genügend Alkohol zuführen, um die angespannten Nerven zu beruhigen.

Der größte Teil der Geschäftsleute, die dienstlich nach Tokio kamen, übernachtete nicht in Luxushotels wie diesem, sondern in den preisgünstigeren Business-Hotels in Bahnhofsnähe, in denen die Zimmer so klein waren, dass das Bett fast den ganzen Raum einnahm. Durch das Fenster sah man auf die Mauer des Nachbargebäudes, und man konnte nicht duschen, ohne sich ungefähr zwanzigmal die Ellbogen anzustoßen. In jedem Stockwerk standen Getränkeautomaten und solche für Kosmetikartikel auf dem Gang. Diese Leute bekamen entweder von Anfang an nur diesen Spesenbetrag, oder

sie wollten durch die Übernachtung in einem Billighotel einen Teil der Spesen sparen und in die eigene Tasche stecken. Sie tranken in einer benachbarten Kneipe ein Bier und gingen schlafen. Zum Frühstück aßen sie im Gyudonya nebenan eine Schale Rindfleisch auf Reis.

Die Gäste in diesem Hotel gehörten jedoch einer ganz anderen Kategorie an. Wenn sie nach Tokio kamen, reisten sie nur in der Ersten Klasse, im Green Car und dem Superexpress und übernachteten in teuren Hotels. Nach der Arbeit gingen sie zur Entspannung in die Hotelbar und gönnten sich edle Getränke. Die meisten hatten eine leitende Position in einer großen, erfolgreichen Firma. Oder sie waren selbstständige Unternehmer, Ärzte, Anwälte. Sie hatten das mittlere Alter erreicht und waren einen recht freien Umgang mit Geld gewohnt. Auf diesen Typ hatte Aomame es abgesehen.

Schon als sie kaum zwanzig Jahre alt war, hatte sie sich zu älteren Männern mit schütterem Haar hingezogen gefühlt – warum, hätte sie selbst nicht zu sagen gewusst. Besser als vollständige Kahlheit gefiel es ihr, wenn ihnen noch etwas Haar geblieben war. Es genügte allerdings nicht, wenn das Haar einfach nur schütter war. Hatte der Mann keine schöne Kopfform, ging gar nichts. Ihr Ideal war Sean Connery. Sie fand seinen zurückweichenden Haaransatz und die Form seines Kopfes unglaublich schön und sexy. Allein dieser Anblick verursachte ihr Herzklopfen. Die Kopfform des Mannes, der zwei Hocker von ihr entfernt an der Bar Platz genommen hatte, war auch nicht übel. Natürlich kein Vergleich zu Sean Connery, aber immerhin hatte er eine gewisse Ausstrahlung. Sein Haaransatz war weit hinter die Stirn zurückgewichen, und das verbliebene Haar erinnerte an eine reifbedeckte Wiese im Spätherbst. Aomame schaute kurz von ihrem Buch auf, um

